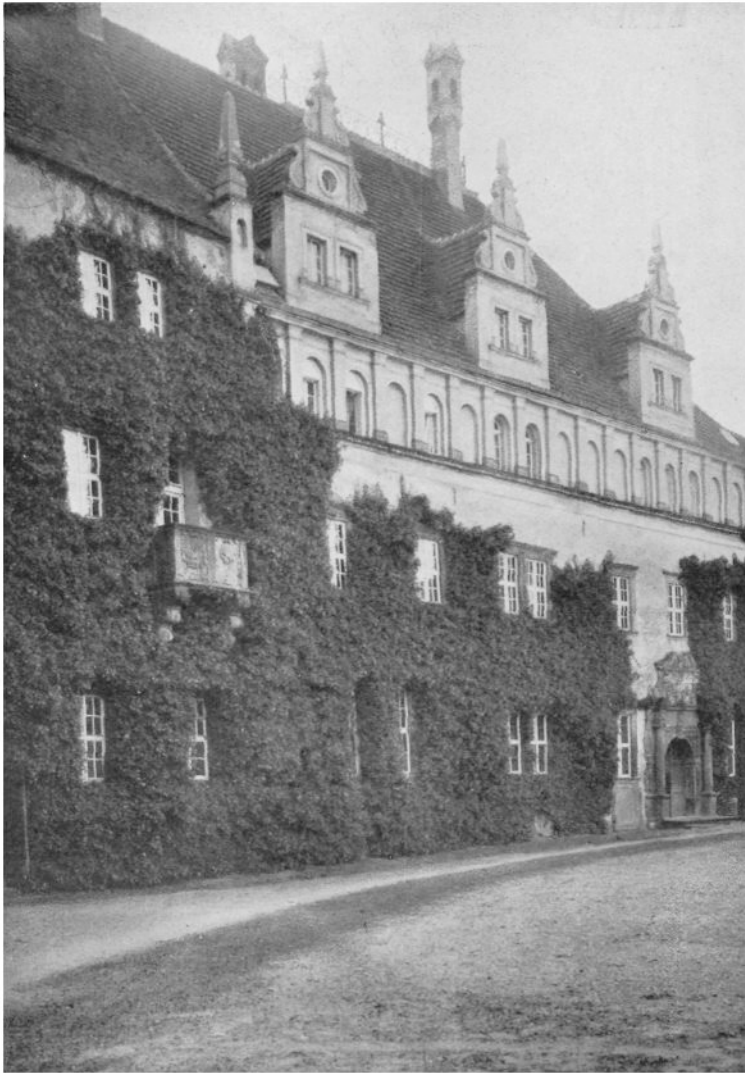


# Gleitsche Chronik

A black and white illustration of a bearded man in a textured, patterned tunic and boots, standing on a large, open book. The book's pages are depicted with dense horizontal lines, creating a sense of depth and texture. The man is looking towards the right. The title 'Gleitsche Chronik' is written in a large, stylized Gothic font across the top of the illustration. Below the illustration, a black rectangular box contains the text '4. Jahrgang Nr. 15' on the left and '1. Mai 1911' on the right. A small signature 'W. 08' is visible in the bottom left corner of the illustration, and 'A. B. B.' is visible on the book's spine.

Die Friedenseiche auf dem Salvatorplatz in Breslau

phot. Richard Bohl in Breslau



phot. F. Mielert in Sprottau

Das Schloß zu Carolath

### Die Friedensseiche auf dem Salvatorplatze in Breslau

Die Poesie im Volke ist noch lange nicht erstorben. Es spricht nicht nur durch die „Blume“, sondern auch durch „Bäume.“ Immer mehr kommt es in Aufnahme, große Zeiten und die Taten großer Männer, sei es auf politischem oder künstlerischem Gebiet, nicht durch „Stein und Erz“, sondern durch warmes, sprossendes Leben zu den Epigonen reden zu lassen. Die „Schillerlinde“ an der Liebichshöhe, 1905 gepflanzt, ist ein frischer Beweis hierfür. Aber das sonst so prosaische Breslau hat noch einen zweiten Zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung, einen älteren, der in diesen Tagen seinen 40. Geburtstag feiern könnte, wenn er menschlichem Brauche huldigte. Wenigen Breslauern und noch weniger Fremden ist die „Friedenseiche“ am Salvatorplatze bekannt, der Baum, dessen Keim damals in die Erde gesenkt wurde, als nach dem glorreichen Friedensschlusse in Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871 die Herzen aller Friedensfreunde aufjubelten und mit dem wirklichen Lenze zugleich ein deutscher Völkerfrühling anbrach. Damals faßte alle

Warmherzigen eine große Sehnsucht, den so teuer erkauften Frieden auf ewige Zeiten festzuhalten, und in dunklem Orange der Gottheit nachahmend, die als Zeichen ihres Friedens mit der Menschheit den leuchtenden, farbenprägenden Bogen in die Wolken setzte beeilte sich selbst der kleinste Ort, als Symbol des ebengewonnenen Friedens ein Samenkorn in die Erde zu legen und den aussprossenden Stamm zu hegen und zu behüten, damit er wie die durch ihn verkörperte Friedenszeit Freude und Segenspende. Es ist erfreulich, daß auch Breslau es damals nicht verschmähte, es anderen, unscheinbaren Ortschaften gleichzutun, wenn man es auch für angemessen erachtete, außerdem ein stolzes Siegesmal zu errichten.

M. M.

### Ein verborgener Winkel

Carolath! Ist nicht schon der Klang dieses Namens wie Poesie, die uns das Reich eines Dichtersfürsten vorzaubert? Und doch hat der Dichter des gleichen Namens nichts mit dem zu tun, das ich jetzt entdecken helfen will; er stammt nicht einmal von dort. Das Carolath, das ich meine, liegt verborgen zu Füßen seines Fürstenschlosses, (siehe das Bild auf dieser Seite) von der Oder umspült und umrauscht von alten Eichen und Buchen. Wohl recht es sich zuweilen aus der Vergessenheit hervor, wenn von der „Adelheidshöhe“ die Fahne des Fürstenhauses zu Carolath-Beuthen weht, die schon von fern den Schnellzug-Reisenden zwischen Breslau und Berlin sichtbar werden muß. Die „Höhe“, — wenn man ein Besteigen des altersschwachen Gerüstes nicht fürchtete — böte schöne Fernblicke. Aber auch schon von ihrem Plateau sieht man an den terrassenförmigen Abstufungen hinab die Oder sich leuchtend dehnen, die fernen Wälder, die Türme von Beuthen, während jenseits Weingärten und Obstalleen sich breiten. Schön ist's hier für den Freund der

Einsamkeit! Eine Sommerfrische im wahren Sinne des Wortes, ein verwünschtes Fleckchen Erde, wo noch Natur allein durch Zauber und Stille wirkt! Hier hat Geibel als Gast des Fürsten Heinrich tief im Walddickicht, in der „Cottage“, sein Tusculum gefunden. Hier hat er das schönste deutsche Frühlingslied gefungen, sein allbekanntes „Der Mai ist gekommen“. Hier, auf dem schmalen Wege zwischen Wiefengelände, noch jetzt „Poetensteig“ genannt, hat ihm manches seiner „Juniuslieder“ vorgeschwebt. Müßen nicht die herrlichen, alten Baumriesen am Oderdamm, wo ihre Schatten winten, ein wunderbares Märchenreich aufstun? Und wenn man, über Wiesen und Wald, zum versteckten Költzschsee gelangt, glaubt man sich da nicht in Geibels Stimmungskreis verfest: „Es steigt aus allen Tälern ein leiser Blütenduft“? Blütenduft, Blütenduft, ja, den findet man herrlich in Carolath zur Fliederzeit. Da ist es eine Fliederstadt! Das alte, prächtige Fürstenschloß hoch oben ist ganz in Flieder getaucht; an allen Wegen und Stegen sproßt und prangt er. Am schönsten aber liegt der alte Kirchhof um die kleine Kirche herum. Hier singen im Flieder die Nachtigallen und nehmen den

alten, eisenumspinnenen, von dichten Baumkrönen beschirmten Totenstätten das Wehmütige, so daß nur der Friede bleibt. Ein Campofanto der Idylle!

Dem rüstigen Fußgänger bietet Carolath reichliche Uebung. Der sogenannte „Beuthner Berg“, der Weg, der von der Oder zum Schlosse hinaufklimmt, der steile Pfad hinter dem alten, gemüthlichen Pfarrhause erspart eine Marienbader Kur. Unten an der Oder bringt uns eine Fähre hinüber zu neuem Wald- und Heideland, von dem aus sich das Schloß noch reizvoller darbietet. Der Tennisplatz am Fliederweg legt Zeugnis ab von dem modernen Sinne der Bewohner. Auch dem geduldheischenden Sporte des Anglers blüht hier ein lohnendes Feld für sein Vergnügen. Und im „Jägerhose“ und in der „Weinpresse“ gibt es Wirte, die eine gute Bowle zu brauen verstehen.

„Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.“ F. Steinitz in Rosenberg

### Zur Provinzialgeschichte

**Georg II., „der Schwarze“, 1547—1586.** (Zur Wiederkehr seines 325. Todestages am 7. Mai). Die in Schlesiens Geschichte oft genannte Pfaffenstadt Brieg birgt als größte historische Sehenswürdigkeit das aus der Zeit der Renaissance in Deutschland stammende, leider noch immer sehr vernachlässigte, ehemalige Residenzschloß der Brieger pfäffischen Linie.

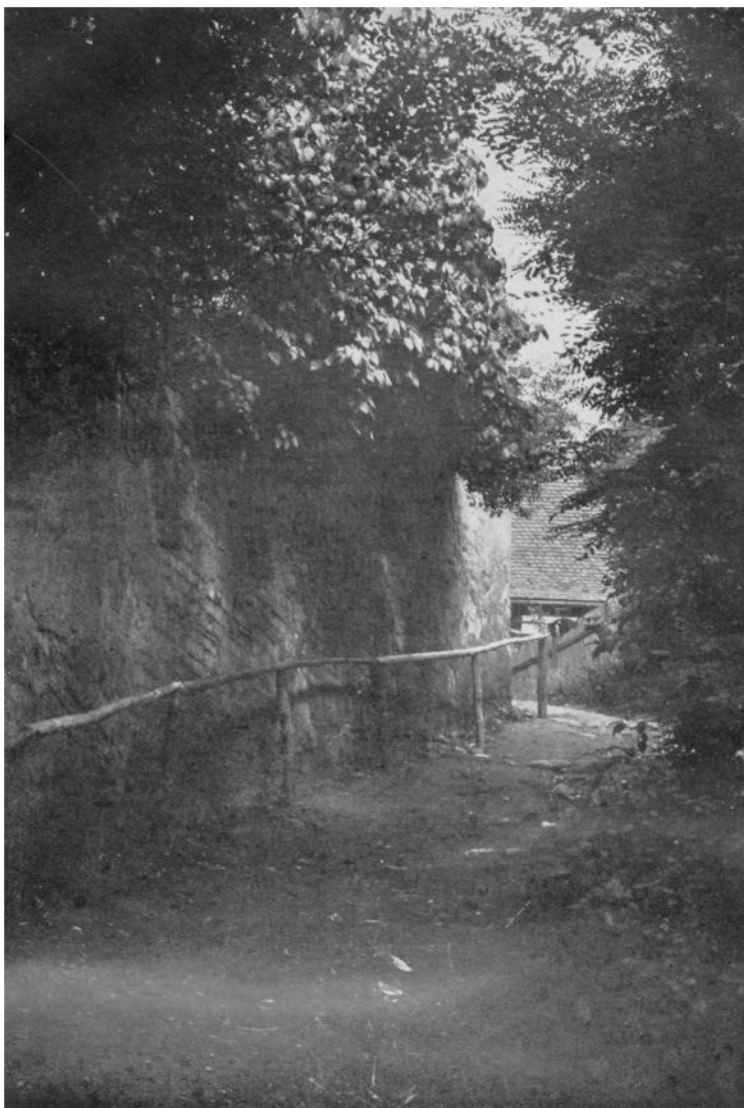
Wenn ein Kunstschriftsteller die herrliche Schöpfung vergangener Tage, „das Brieger Pfaffen schloß, selbst in seiner verstümmelten und mißhandelten Gestalt noch immer eine der edelsten und großartigsten Schöpfungen der Renaissance in Deutschland“ nennt, außerdem seit Jahr und Tag Anregungen zu einer würdigen Instandsetzung desselben laut wurden, so muß es in der That wundernehmen, daß man nicht schon längst eingriff, um das Kunstwerk vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Gegenwärtig trifft man endlich Anstalten, das Schloß einer würdigen Restaurierung zu unterziehen. Ein Aufruf der Stadt Brieg vor nicht zu langer Zeit bekundete dies unzweideutig.

Wäre die bevorstehende Restaurierung des Schloßes schon ein Grund, seines kunstsinnigen Schöpfers, Georg II., zu gedenken und uns in geistige Fühlung mit seiner Lebensgeschichte zu setzen, so will es andererseits auch die Wiederkehr von Herzog Georgs 325. Todestage am 7. Mai.

Georg II. ist heute ein — wenn schon unverdient — in unserer Heimatprovinz Vergessener. Wer nennt heute noch seinen Namen in Schlesien? Nur wer der schlesischen Geschichte Interesse entgegenbringt, wird ihm ab und zu begegnen und dann von diesem Fürsten nach und nach den Eindruck einer menschenfreundlichen, klugen und praktischen Persönlichkeit empfangen, die markanten Züge für einen weitschauenden Politiker und großen Staatsmann in seinem Charakterbilde allerdings vermischen. Trotzdem bleibt Georg II. unter den schlesischen Pfaffen eine der sympathischsten Persönlichkeiten, die bei Lebzeiten eine gewisse Volkstümlichkeit genos.

Seiner in diesen Tagen zu gedenken, liegt zunächst den Briegern ob. Verbrachte er doch in Brieg seine ganze



Der Weg am Pfarrhause in Carolath

nahezu vierzigjährige Regententätigkeit, und wurde er doch dieser Stadt ein fürsorglicher und wohlmeinender Landesvater, dem das allseitige Wohl seiner Untertanen Herzensbedürfnis war. Welche der vorhandenen entwicklungs- und kunstgeschichtlichen Spuren der Stadt Brieg erinnerten nicht zu allererst an Georg II.!

Welche Fülle von Erinnerungen und Anregungen vermittelt nicht schon allein der herrliche Schloßbau! Welchem Beschauer des prächtigen Portals wäre nicht die Freude über die schönen Formen und Figuren und die wohlthuend wirkende Gesamtarchitektonik aufgegangen! Und welche hohen ästhetischen Genuß muß die schmuckvolle Sandsteinfassade erst im Kenner auslösen!

Herzog Georg II. und seine Gemahlin Barbara von Brandenburg, beide in Brunnengewändern als übermannshohe Steinbilder dargestellt, sind es endlich selbst, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Zu ihren Seiten befinden sich drei kunstreich verzierte Familienwappen, von denen das mittlere eine sinnvolle Verschmelzung der Wappen beider wiedergibt. Dieser gedankenvollen Wappen-Symbolik liegt ein wichtiger





Der Odetdamm bei Carolath

politischer Akt zu grunde, — die bekannte Erbverbrüderung vom 19. Oktober 1537 im Liegnitzer Schlosse, welche Georgs Vater, Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau (1521—1547) mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg schloß, und die später folgenschwere Bedeutung erlangte. Ihr ging am 18. Oktober, am Tage vorher, eine „Eheberedung“ beider Fürstenhäuser voran, nach welcher Friedrichs II. jüngerer Sohn Georg, Joachims II. Tochter Barbara und wieder dessen Sohn, Johann Georg, Friedrichs II. Tochter Sophie heiraten sollte. Die Doppelheirat wurde 1545 im Berliner Schlosse wirklich vollzogen. Schon zwei Jahre nachher, am 17. September 1547, starb Friedrich II. nach 26 jähriger Regierung.

Hatte er auch seinen beiden Söhnen die sorgfältigste Erziehung angedeihen lassen, so schlug sie doch bei dem älteren, dem nachmaligen Herzoge Friedrich III. von Liegnitz und Münsterberg, gänzlich fehl. Dieser verkörpert unter den Pfaffenfürsten eine nichts weniger als würdevolle Erscheinung, war sich selbst und seinem Lande eine Last, seinem Bruder aber ein immerwährendes Aergernis. Georg war zwar nicht so talentiert wie Friedrich III., hatte aber dafür ein Herz im Leibe und war ein charaktervoller Mensch und Regent.

Noch bei Lebzeiten — im Jahre 1539 — hatte Friedrich II. testamentarisch die spätere Teilung des Herzogtums Liegnitz, Brieg und Wohlau unter die beiden Brüder entschieden, nach welcher im Jahre 1547 Georg den kleineren Teil, das Herzogtum Brieg nebst Wohlau, erhielt.

Georgs Regierungsantritt fällt in eine kirchlich bewegte Zeit, die der unerquicklich schlimmen Glaubens- und Lehrstreitigkeiten. Georg war ein überzeugter Bekenner und Vertreter des evangelischen Glaubens und stand somit in schärfstem Gegensatz zu seinem Oberlehnsheeren, Ferdinand I. von Böhmen, und dem Kaiser. Bei unflügeltem Handeln hätte ihm sein Abhängigkeitsverhältnis

sehr leicht verhängnisvoll werden können. Den Weg seines Vaters, das kraftvoll entschlossene Handeln und beharrliche Durchsetzen in Glaubenssachen, nahm er sich nicht zur Richtschnur und vermied es, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Seine Kirchenpolitik, die ihm durch seine gesamte Charakterveranlagung gewissermaßen diktiert wurde, die seinen Zeitverhältnissen entsprach und für sein Land zum besten ausging, war eine Politik der besonnenen Klugheit, Gerechtigkeit und Toleranz. Indem er sie einschlug und verwirklichte, aber auch ein treuer Vasall war, erwarb er sich die Achtung und Wertschätzung seines Lehnsheeren, der es dann, wie der Kaiser, an Gunstbezeugungen nicht fehlen ließ.

Unter diesen war es keine der geringsten, als Kaiser Rudolf II., auf einer Huldigungsfahrt in Schlesien begriffen, auf der Rückreise von Breslau auch Brieg berührte und dessen Fürsten Georg II. durch seinen Besuch auszeichnete. Georg hatte sich dieser Ehrung auch äußerlich würdig gezeigt. Er empfing den Kaiser mit einem Glanze, der allerdings über seine Verhältnisse ging. Aber er liebte es, Prunk zu entfalten und seine fürstliche Würde herauszukehren, mochte es auch große Summen kosten.

Daß er im Geldpunkte überhaupt nicht kleinlich war, beweisen seine Brieger Bauten, und zwar u. a. das Pfaffenlosch und das Gymnasium. Was er dieser Stadt durch seine im besten Sinne wahrhaft fürstliche Fürsorge wurde, wie er ihre öffentlichen und kirchlichen Verhältnisse zu seinen besonderen Angelegenheiten machte, alles dies ließe erst seine bereits angedeuteten Charaktereigenschaften klar zutage treten, müßte jedoch eine Betrachtung für sich beanspruchen.

Landwirtschaft, Fischzucht und Jagd sind endlich jene drei Begriffe, die seine persönlichen Unternehmungen und Passionen charakterisieren.

Alles, was Georg II. während seiner Regierungszeit für Land, Residenz und eigenen Besitz an ideellen und





An der Oder bei Carolath

praktischen Gütern und Werten schuf, hätte er schwerlich erreicht, wenn ihn äußere Unternehmungen mehr, als es der Fall war, in Anspruch genommen hätten. So konnte ihm in reicherm Maße auch das Glück zuteil werden, den Umfang und die Bedeutung seiner Lebensarbeit zu überschauen und den Segen zu empfinden, der seinen Taten entsproß. Als er am Ende seiner Erdenwandererschaft angelangt war, wurde ihm die Ueberzeugung, Zeit und Kraft recht genützt zu haben, zum schönsten Troste auf dem Sterbelager. Am 7. Mai 1586, abends gegen 12 Uhr, verschied er im Alter von 63 Jahren.

Was die Geschichte von seiner letzten Stunde, da seine Gemahlin Barbara nebst dem Hofstaate an seinem Lager stand, meldet, ist erschütternd.

Welche Nührung liegt nicht in den innigen Abschiedsworten an seine „herzallerliebste Barbara“, die er noch sterbend „Gottes gnädigem Schutze“ anbefahl!

Am 9. Juni erfolgte seine Beisetzung im Mausoleum der Brieger Schloßkirche.

Für die Nachwelt ist heute Georg II. so gut wie vergessen. Selbst sein imposanter Schloßbau hat ein volkstümliches Fortleben seiner Persönlichkeit nicht wach zu erhalten vermocht. So ist's einmal und wird es bleiben, und daran wird das geplante Restaurierungswerk am Brieger Pfastenschlosse nichts ändern, so glänzend es auch ausfallen möge. Solange aber dieses sein Kunstwerk bestehen wird, möge es für lebende Geschlechter die ehrende Dankespflicht geben, Georg II. Namen mit Stolz und Hochachtung zu nennen — und so sei es auch in den Tagen der Wiederkehr seines 325-jährigen Todestages.  
Karl M. Schubert in Liegnitz

### Alttertümliches

**Die Prachtsärge in der Brieger Schloßkirche.** Anlässlich des Gedenkens an Herzog Georg II., den Erbauer des

Pfästenschlosses in Brieg, sei zugleich an untern Artikel im 2. Jahrgang der Zeitschrift (S. 249—256) erinnert, in dem Provinzialkonservator Dr. L. Burgemeister über die Hedwigskirche und das Schloß in Brieg berichtete. Auf S. 251 wurde dort erwähnt, daß man beabsichtige, die besterhaltenen Särge aus der räumlich allzu kleinen Fürstengruft zu heben und in der Kirche selbst aufzustellen. Dies ist längst erfolgt, und es dürfte gerade hier angebracht sein, über die in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder hergestellten Särge aus der Pfästengruft, welche nach der Erneuerung der Brieger Schloßkirche im Seitenschiff aufgestellt worden sind und dort nun eine hervorragende Sehenswürdigkeit bilden, Genaueres mitzuteilen.

1) Herzog Johann Christian (1591—1639). Der Sarg ist mit vergoldeten Rankenleisten geschmückt und mit eingravierten Inschriften, die in gemalten Blätterkränzen stehen, versehen. Am Kopf- und Fußende und in der Mitte der Längsseiten sind Wappen eingraviert. In diesem Sarge sind sehr wertvolle Schmucksachen gefunden worden. Man nahm dieselben heraus, um sie später auszustellen.

2) Herzogin Dorothea Sibylla (1591—1635), erste Gemahlin Johann Christians, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Der einfache Zinn-sarg ist mit vergoldeten Profilleisten versehen. An den vier Seitenflächen sind plastische Wappenschilder angebracht. Bei der Oeffnung des Sarges fand man die irdischen Reste der „lieben Dorel“, wie die Herzogin vom Volke genannt wurde, mit einem reichen, gelbbraunen Samtgewand bekleidet, vor.

3) Herzogin Sophia Magdalena (1623—1660), Tochter Johann Christians und seit 1647 mit dem Herzog Karl Friedrich von Münsterberg-Oels vermählt. Der Zinn-sarg ruht auf sechs vergoldeten Löwenthronen und ist mit bunten Wappen und Bildern verziert, die Meisterwerke der Miniaturmalerei darstellen.

4) Herzog Georg III. (1611—1644). Dieser schönste aller Prachtfürge ruht auf sechs vergoldeten Adlern, deren Brust der silberne Halbmond ziert. Er ist mit plastischen Reliefs, die mit symbolischen Malereien versehen sind, und mit prachtvollen, farbenreichen Wappen an den Seitenflächen geschmückt. An den vier Ecken lehnen liebliche Engelsfiguren, deren Köpfe Kronen tragen. Auf dem Sargdeckel, der mit einer aufgeschraubten gußeisernen Inschriftentafel versehen ist, liegt der vergoldete Degen des Herzogs.

5) Herzogin Sophia Catharina (gest. 1659), erste Gemahlin Georgs III. Der besonders reich gezierte Sarg wird von sechs vergoldeten Schwänen getragen. An den vier Seiten sind Wappen angebracht. In den plastischen Cartouchen befinden sich Bibelsprüche in vergoldeten Lettern auf schwarzem Grunde.

6) Herzogin Elisabeth Maria Charlotte von der Pfalz (gest. 1664), zweite Gemahlin Georgs III. Ihr Sarg ähnelt in seiner reichen plastischen Gestaltung dem ihres Gatten und ruht auf sechs mächtigen, vergoldeten, gekrönten Löwen. Alle Seiten des Sarges sind mit plastischen Darstellungen in reichen, vergoldeten Umrahmungen geschmückt.

### Heimatschutz

Wie notwendig die Bestrebungen des Heimatschutzes auch bei uns in Schlesien sind, zeigt ein Vorfall, der sich kürzlich in Bad Flinsberg ereignete.

Die bekannte Allee prächtiger alter Linden und Eschen, die vom Dorfe nach dem Bade führt, sollte abgeholt werden. Dem energischen Eintreten des Herrn Dr. med. Siebelt, des Vertrauensmannes des schlesischen Bundes für Heimatschutz, gelang es nach ergebnislosem Einspruch bei dem Gemeindevorstand erst mit der dankenswerten Unterstützung des Herrn Landrats von Löwenstein, die Abholzung zu verhindern. Der Schaden, den eine solche Allee dem Besitzer der anliegenden Acker und Wiesen durch Entziehung von Bodenfeuchtigkeit bereitet, ist doch nur ein sehr geringer im Gegensatz zu dem Nutzen einer schattenspendenden Allee, die ja durch ihre Vogelwelt wieder direkten Nutzen auch dem anliegenden Kulturland schafft und nicht nur dem Wanderer Freude und Schutz bietet. Möchte der zwecklosen Alleenausrottung endlich Einhalt geboten werden.

### Aus der Sammelmappe

Der Mai ist gekommen,  
Die Bäume schlagen aus.  
Da bleibe, wer Lust hat,  
Mit Sorgen zu Haus.

So hat Emanuel Seibel bei seinem einstigen Aufenthalt in Carolath gesungen. Von hier aus nahm dieses, jetzt wieder von Tausenden gesungene Lied seinen Weg durch die weite Welt. Nicht nur ein Zufall ist es gewesen, daß es gerade in Carolath gedichtet worden ist. Wenn im Mai der Flieder blüht, dann hat Carolath — die so schön, auf hoher Berglehne, hart am Oderufer gelegene Residenz der Fürsten von Carolath-Beuthen — seinen herrlichsten Schmuck angelegt; dann bildet der Fliederberg, der seinesgleichen in der Welt sucht, ein wogendes Meer von roten bis violetten und weißen Fliederblüten, dem balsamischer Duft entströmt. Die zahlreichen Dorfgärten auf dem steil zur Oder abfallenden Schänge sind dann wie überjät von einer buntschillernden Blütenpracht, in welcher das Blauweißrot des Flieders wetteifert mit dem zarten Rot oder schneeigen Weiß der Obstbäume. Nur hier konnte ein solches Lied entstehen. Kein Wunder, wenn jetzt, wie alljährlich im Mai, Tausende dem Ort einen Besuch machen; kein Wunder, wenn der Verkehr von Sommergästen immer größer wird. Aber schon früher wurde Carolath gern besucht; Ritter des Geistes und des Schwertes haben hier oft und gern gewohnt. Hier sei eines Besuches im altehrwürdigen

Fürstenschloße zu Carolath gedacht, dessen Bewirtung im Carolather Schloß die Leistungsfähigkeit damaliger Zeit auf gastronomischem Gebiet in ihrer ganzen Eigenartigkeit und Verbeutlichkeit erkennen läßt; nebenbei bemerkt, handelte es sich um eine wichtige geschichtliche Begebenheit. In der Zeit des dreißigjährigen Krieges wollte Kaiser Ferdinand sich den siebenbürgischen Fürsten Gabor, „den gefürchteten Helden, der aus 42 Schlachten unverwundet hervorgegangen war“, zum Freunde machen, indem er versuchte, ihn durch Heiratsvorschläge zu beschäftigen und günstig zu stimmen. Er wollte ihm seine eigene Tochter Maria Anna zur Ehe geben; aber ein bayerischer Gesandter berichtete nach Wien; man werde sie doch nicht so verkürzen wollen, indem es verlautete, daß Betten, da er in seiner Jugend an der Pforte gewesen, allda verschnitten worden sei. Darauf ließ Kaiser Ferdinand, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, die Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund, Katharina, Schwester des regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm und Schwägerin Gustav Adolfs, der mit ihrer Schwester Marie Eleonore vermählt war, vorschlagen. Diese Heirat ward nun auch wirklich zustande gebracht. Der Kaiser hatte befohlen, „daß die siebenbürgische Braut nebst ihrem Gefolge auf ihrer Reise durch sein Reich mit Quartieren und Herbergen versehen und auf ihr Begehren aller möglicher guter Wille, Freundschaft, Vorschub und Beförderung erzeugt werden sollte“. Gesorgt für die Kosten hat er aber nicht. Die Stadt Glogau kostete die Aufnahme der Braut 802 Taler ohne den Wein, das Holz und den Hafer. Für den Freiherrn Johannes auf Carolath aber betrug der Aufwand für die Bewirtung der fürstlichen Braut mehr als 2000 Taler, für damalige Zeit viel Geld. Am 1. Februar 1626 zog sie in Carolath ein mit einer Herzogin von Braunschweig und 49 Personen ihres Gefolges, unter welchen auch ein Leibarzt, ein Apotheker und ein Hofprediger waren. Zugleich kamen der kaiserliche Kammerpräsident Dohna mit 50 Personen und Leonard von Poppichütz mit 26 Personen an. Die Zahl der Reit- und Kutschpferde, die untergebracht und verpflegt werden mußten, betrug 382. Zwei Nächte verblieb die Prinzessin in Carolath. Es gingen auf beide Nachtlager darauf an Brot: 30 Scheffel Korn, 2 Scheffel Weizen; an Fleisch: 8 Rinder, 19 Kälber, 6 Schweine, 20 Schöpfe, 7 Lämmer, 30 Gänse, 4 indische Hühner, 2 Schock Hühner, 3 Fasanen, 10 Rebhühner, 5 Rehe, 1 1/2 Hirse, 2 wilde Schweine, 20 Hasen, 10 Schock Vögel; an Fischen: 3 Störe, 2 Lachse, 5 Mandeln Neumaugen, 1 Tönnchen Muränen, 1 Sonne Heringe, 2 1/2 Schock Karpfen, 20 Hauptbedche, 2 Maß Speiseessig, 16 Bratjähren, 1 Wels; an Wein: 60 Eimer; an Bier: 49 Mchtl. Ferner waren verbraucht worden: 11 Fäßchen Butter, 3 Schock Eier, 2 Viertel Zwiebeln, 1 Taler für Meerrettich und Peterfilie, 8 Stein Unschlitt zu Lichten, 1 Stein Kirschen, an Hafer ohne das Rauchsutter: 13 Malter, 8 Scheffel, 1 Viertel und 2 Mehen. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Betten Gabor, schon drei Jahre nach der Hochzeit starb. Man hatte ihm von Wien aus einen Leibarzt, als besonders geschickt, dringend empfohlen, um ihn von der Wasserfucht zu heilen, an welcher er litt. In sechs Wochen war der Mann, der, wie oben erwähnt, aus 42 Schlachten unverwundet hervorgegangen und erst 48 Jahre alt war, zu Tode kuriert. Seine Witwe hat sich wieder verheiratet. Der in vorstehenden Zeilen erwähnte kaiserliche Kammerpräsident Dohna war es auch, der es bewirkte, daß die Stadt Glogau bei dem Kaiser dahin vorstellig wurde, daß die Beutbener Oderbrücke, ein Meisterwerk der Baukunst, dessen Muster sich selbst der Rat zu Thorn erbeten hatte, um seine Brücke über die Weichsel danach aufführen zu lassen, abgebrochen werden mußte. Die schöne Brücke wurde im März 1627 vernichtet. 280 Jahre hat es gedauert, bis sie durch eine neue ersetzt worden ist.

Gustav Reich in Carolath

## Jubiläum

Die Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins feierte am 25. März ihr dreißigjähriges Stiftungsfest im Kammermusiksaal des Breslauer Konzerthauses. Der Festsaal erinnerte mit seiner Felsengrotte, dem Tannenwalde, wie mit den frohbunten Blumen und den Miniaturbauden auf der Festtafel an das heimische Gebirge und den Frühling. Der Vorsitzende, Professor Dr. Körber, gedachte in der martigen, inhaltvollen Festrede der Gründung, Entwicklung und Tätigkeit der Ortsgruppe Breslau in der langen Spanne von dreißig Jahren. Er legte dar, wie das Gebirge durch den Riesengebirgsverein für das Publikum erschlossen worden sei. Um so mehr sei zu bedauern, daß jetzt die Mitglieder dieses Vereins in manchen Gasthäusern des Gebirges gerade wegen ihrer Zugehörigkeit zum Verein schlechter behandelt würden wie die Gebirgsbesucher, die das „großstädtische Leben“ in das Gebirge verpflanzen. Der Komfort einiger Gasthäuser und das Treiben in ihnen habe die alte Baudengemütlichkeit und das ungezwungene, heitere Leben verschleudert, das früher ein gemeinsames Band um alle Touristen geschlungen habe. Die Wut der Ansichtskartenschreiber habe wie eine Seuche den heutigen Touristenstrom überfallen und hindere, wie so manches andere, den ungeföhrten, reinen Naturgenuß. Die gleichen Klagen erhob in poetischer Form der alte Riesengebirgsvereiner und Dichter Sanitätsrat Dr. Baer aus Hirschberg in dem Festliede „An Herogonia, die Nymphe des Riesengebirges“. In ihm wird das Gebirge als ehemals spröde Schöne gefeiert, die im Laufe der Zeiten zur gefälligen Modedame geworden sei, welche für ihre Ritter und Entdecker nicht mehr viel übrig habe, desto mehr aber für galante Herren. Eine Reihe guter Vorträge würzte das Mahl; besonderen Beifall errang das Breslauer Theaterkind Fräulein Martini mit ihren graziös und mit prächtiger, perlender Stimme vorgetragenen Liedern und Arien. Alt-schlesische Bauentänze von zwölf kostümierten Paaren führten den Zuschauern den „ahnen Deutschen“, den Trampel, Fuhrmann- und Wiegewalzer, „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt die Zule mit“ u. a. vor und gefielen sehr, und während des nachfolgenden allgemeinen Tanzes gingen die Bauern mit ihren Bäuerinnen „Sommerjungen“ zum Besten der Schülerherberge des Vereins. Es war ein gutes, schlesisches Fest. G. S.

## Musik

Als das wichtigste musikalische Begebnis im Ausgange der Winteraison hat das Liegnitzer Musikleben die Auf-führung des Oratoriums „Elias“ von Mendelssohn

durch die Singakademie und das Männer-Gesang-Quartett zu verzeichnen. Das prächtige Werk machte im ganzen einen frischen Eindruck. Der Dirigent, Wilhelm Schonert, sah seine im Verein mit dem Chore geleistete, fleißige Vorarbeit durch ein vollbesetztes Haus belohnt. Die engagierten Solisten waren Bassist Heß von der Wyl aus Kiel (Elias), Tenorist Jan Trip aus Berlin (Abab, Obadiah), Altistin Gertrud Weidner aus Braunschweig (Engel, Königin) und Sopranistin Elise Günkkel aus Liegnitz (Witwe, Knabe). Elise Günkkel entpuppte sich als eine vorzüglich charakterisierende Sängerin und dürfte gegenwärtig in Liegnitz die beste Sopranistin sein, und zwar schon infolge der Höhe und saalfüllenden Tragkraft ihres Organs. R. Sch.

## Sport

Der Frühling ist diesmal mit ganz außergewöhnlich schönen, warmen Tagen schon „kalendermäßig“ im März eingezogen und hat zeitiger als sonst Gelegenheit zum Betreiben des Wassersports gegeben. Auch die nachfolgenden kalten Tage konnten dem nicht mehr Abbruch tun, nachdem erst einmal die Saison eröffnet war. Viel bei trägt der Umstand, daß die schlesischen Rudervereine sich diesmal besonders eifrig für die Regatten rüsteten, nachdem schlesische Ruderer im vergangenen Jahre eine bedeutende Rolle im Rudersport Deutschlands gespielt haben. Der Breslauer Ruderverein Bratislavia, der im vorigen Jahre von allen deutschen Vereinen die meisten Preise errungen hat, ist bereits mit dreißig Ruderern ins Training gegangen, das ein englischer Trainer von Beruf leitet. Auch der Erste Breslauer Ruderverein hat einen Ruderlehrer, Wiesenhütter, für das Training engagiert. Die vereinigte Mannschaft der Bratislaven wird voraussichtlich die Farben Breslaus in dem vornehmsten Rennen der Berliner Kaiserregatta, im Kaiserwäher, vertreten, dem der Kaiser selbst auf seiner Yacht „Alexandra“ beizuwohnen und deren Preise er unter die Sieger zu verteilen pflegt. Auch in der Provinz mehren sich die Aussichten für eine starke Betätigung am Rudersport; es gibt aber noch manche Stadt, wo der gesunde, abhärrende Rudersport ganz mangelt, obwohl die Oder und ihre Nebenflüsse reichlich Gelegenheit zum Betrieb dieses Sportes bieten, der seine Jünger tief in die Natur auf von ihr selbstgeschaffenen Wegen führt. G. S.

## Persönliches

Auf seinem Gute in Oderwitz ist der königliche Oekonomierat **Emit Kroker** gestorben. Mit ihm verlor der Landkreis Breslau einen eifrigen Förderer seiner Interessen, die der Verstorbene in verschiedenen Ehrenämtern, so als Mitglied des Kreistages, des Kreis-ausschusses und des Verwaltungsrates der Kreispar-kasse,



phot. Gromadecki in Grünberg

Naturdenkmäler:

- III. Der Siebenbrüderbaum bei Güntersdorf Krs. Grünberg eine vierhundertjährige, siebenstämmige, im Absterben begriffene Kiefer



vertreten hat. Auch in landwirtschaftlichen Fragen nahm er als langjähriges Mitglied des Vorstandes der Landwirtschaftskammer und als Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins Domschau eine führende Stellung ein.

Am 30. März verschied in Breslau der in den weitesten Kreisen bekannte und beliebte Arzt Sanitätsrat Dr. **Kabierske** nach kurzer Krankheit im Alter von 57 Jahren. Er war ein eifriger Förderer des gesunden Schwimmsports und hatte als solcher auch an der Gründung und weiteren Entwicklung des Breslauer Hallenschwimm-bades hervorragenden Anteil.

Am 29. März starb die in Breslau bekannte Rentiere Frau **Auguste Agath** im Alter von nahezu 86 Jahren. Sie war die Tochter des 1861 gestorbenen Bierbrauers Friebe, der durch die Einführung der bayrischen Braumethode in Breslau bahnbrechend wirkte, durch die Bewirtschaftung des Schweidnitzer Kellers sowie durch seine Brauerei im Friebeberge zu großem Reichtum gelangte und großen Grundbesitz in der Südvorstadt erwarb. Die Verstorbene hat sich in weitgehendem Maße auf dem Gebiete des Gemeinwohls und der Wohltätigkeit hervor getan. Von ihr stammt u. a. die Friebe-Agath-Stiftung des neuesten Baues des Allerheiligen-Hospitals. Sie stiftete ferner seinerzeit den Hauptteil des Bauplatzes für die Johanneskirche. Frau Auguste Agath gehörte zahlreichen wohltätigen Vereinen an die sie helfend und fördernd unterstützte. Ihre Verdienste auf dem Gebiete der Krankenpflege und der Wohltätigkeit fanden Anerkennung u. a. durch mehrere Auszeichnungen, die ihr verliehen wurden. Sie war Inhaberin des Verdienstkreuzes und der Denkmünze von 1870/71, des silbernen Frauen-Verdienstkreuzes am weißen Bande und der Medaille des Roten Kreuzes.

Am 1. April schied der älteste Seminaradministrator der Monarchie, Schultat **Diesner** in Ottweiler (Bez. Trier) aus dem Staatsdienste in dem er 53 Jahre gewirkt hat. 1837 in Geibsdorf, Kreis Lauban, geboren, erhielt er seine seminaristische Ausbildung in Bunzlau. Er war dann Hilfslehrer in der dortigen Waisenanstalt und Hilfs-lehrer und später Waisenhausinspektor in Reichenbach O., bis er 1868 nach Homberg, Bezirk Kassel, als Seminar-lehrer berufen wurde. 1878 kam er in das Lehrerseminar nach Straßburg i. E., wurde Oberlehrer und 1879 Seminar-direktor in Pfalzburg (Lothringen) 1885 wurde er an das Seminar in Ottweiler berufen, wo er mit großem Erfolg über 25 Jahre gewirkt hat. 1896 erhielt er den Titel Schultat.

Sein 50 jähriges Doktorjubiläum bezing vor kurzem der Professor der Philosophie an der Universität Greifswald, Geh. Regierungsrat Dr. jur., med. et phil. **Wilhelm Schuppe**, der auf seinen Antrag von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden worden ist und seinen Wohnsitz nach Breslau verlegt hat. Geheimrat Schuppe ist Schlesier. Geboren am 5. Mai 1836 in Brieg, studierte er anfangs Rechtswissenschaft, später Theologie, hierauf Philologie in Breslau, Bonn und Berlin und promovierte in Berlin am 25. Oktober 1860 zum Dr. phil. mit einer Arbeit. „De anacoluthis ciceronianis“. 1861 wurde er Probekandidat am Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin, dann Gymnasiallehrer in Breslau, Neisse, Gleiwitz und Beuthen. Im Herbst 1875 erfolgte seine Berufung zum Ordinarius der Philosophie in Greifswald als Nachfolger Georges. 1884 war Schuppe Rektor der pommerischen Hochschule, 1894 ernannte ihn die Greifswalder juristische Fakultät zum Dr. jur. h. c. Das Ehrendoktorat der Medizin erhielt er 1906 anlässlich der 450 jährigen Jubelfeier der Greifswalder Universität. Von seinen Werken seien genannt: „Das menschliche Denken“ (1870), „Die aristotelischen Kategorien“ (1871), „Erkenntnistheoretische Logik“ (1878), „Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie“ (1881), „Der Begriff des subjektiven Rechts“ (1887), „Das Gewohnheitsrecht“

(1890), „Das Recht des Besitzes“ (1891), „Grundriss der Erkenntnistheorie und Logik“ (1894), „Der Zusammenhang von Leib und Seele“ (1902).

## Kleine Chronik

### März

28. Ein Waldbrand vernichtet in den zwischen Idaweiche und Bismarckhütte gelegenen Forsten 6 Hektar einer 12 jährigen Kiefernforstung.

28. In der Nacht zum 28. zerstört ein Schadenfeuer die Destillation der Mineralöl-Raffinerie der chemischen Fabrik Idaweiche.

28. Der Magistrats-Bürodiätar Emil Kirchhoff in Breslau findet den Tod bei dem heldenmütigen Versuche, einen in den Oberstrom gestürzten Knaben zu retten.

31. Ein nach Polnisch-Neudorf bei Münsterberg zugezogener russischer Saisonarbeiter erkrankt an den echten Pocken.

31. In dem großen Volksgarten-Etablissement in Schweidnitz wüthet ein Schadenfeuer.

31. In der Nacht zum 31. spielt sich auf der Hugokolonie bei Laurahütte ein erbitterter Kampf zwischen dem Polizeisergeanten Gelsen und mehreren Verbrechern ab; es werden gegen 30 Schüsse gewechselt.

### April

1. In Glogau findet die Einweihung des neuen Geschäftsgebäudes für das Amtsgericht statt.

2. Das Dach des der Witwe Buttermilch gehörigen Hauses am Marktplatz in Hirschberg stürzt infolge Vermorschens der Balkenköpfe ein. Acht in Bodenkammern schlafende Kinder werden gerettet.

4. Auf der Donnersmarkhütte verunglücken 6 Arbeiter beim Reinigen der Gebläsevorrichtungen am Hochofen 1.

6. Auf dem Grünberger Bahnhof entgleisen die drei letzten Wagen eines Eilgüterzuges.

6. Der mit Stämmen beladene Kahn des Eigners Kluge aus Kottwitz gerät im Koseler Odehafen in Brand und muß zum Sinken gebracht werden.

11. Das Kronprinzenpaar passiert auf der Rückfahrt von Wien gegen 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr nachmittags den Breslauer Hauptbahnhof.

## Die Toten

### März

30. Herr Sanitätsrat Dr. Eugen Kabierske, 56 J., Breslau.

Herr Mittelschulrektor a. D. Paul Stiller, Breslau.

31. Herr Oberleutnant Heinrich v. Schuckmann, Neuhammer a. Qu.

### April

1. Herr Oberleutnant Georg Krüger, 54 J., Oppeln.  
Herr Justizrat Joseph Kikel, 59 J., Görlitz.

2. Herr Rentmeister und Amtsvorsteher Oskar Krügel, 51 J., Järschau.

Herr Baumeister und Stadtverordnete Reinhold Beyer, 57 J., Ratibor.

Herr Sanitätsrat Dr. Hermann Hauck, Reichenbach O. L.

3. Herr Sanitätsrat und Stadtverordneten-vorsteher Dr. August Wiedemann, 64 J., Grottkau.

Herr Fabrikbesitzer und Stadtverordneten-vorsteher Hugo Altmann, Hirschberg.

4. Herr Hauptmann a. D. Johann Carl v. Garßen, 68 J., Görlitz.

6. Herr früh. Rittergutsbesitzer Heinrich Schenk, 77 J., Zagan.

7. Herr Major Edmund v. Wikhleben, Moys.  
Herr Dr. phil. Emil Stephani, 41 J., Breslau.



# Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(5. Fortsetzung)

Richard hatte sich in eine aufwallende Leidenschaft hineingesprochen. Die Begeisterung für einen geliebten Beruf, den er durch sein eigenes Weib verspottet sah, hatte ihn dazu hingerissen. Aber er wollte auch die Gelegenheit benutzen, jetzt, wo er sah, eine wie weite Kluft ihn von Beate trennte, ihr entschieden zu zeigen, wie er dachte, sich ihr so offen zu geben, als er es nur immer fertig brachte. Offen zu sein, das hatte er bisher immer geliebt, und durch seine Offenheit glaubte er auch seinem Weibe gegenüber nur zu gewinnen.

Beate schwieg auf seine Lobrede des Bauernstandes. Sie fühlte, daß sie heute, auf den ersten Ansturm nicht mehr erreichen konnte, als Richard genau wissen zu lassen, was und wie sie dachte. Sie blieb jetzt einsilbiger, als sie je gewesen war.

\* \* \*  
Unruhig wälzte sich Richard auf seinem Lager hin und her. Der Schlaf floh seine Augen. So hatte ihn noch nichts aufgeregt, seit er mit Beate zusammenlebte, wie der heutige Tag. Das war der erste offene Zwist in seiner Ehe gewesen. Und er war nicht beigelegt worden. Seine Mutter hatte ihm einmal erzählt, daß sie sich in der Ehe mit seinem Vater das Versprechen gegeben hatte, nie über die Nacht hinaus einen Zwist bestehen zu lassen, und dabei wären sie beide gut gefahren. Ja, seine Mutter! Konnte er überhaupt die mit seinem Weibe vergleichen? War nicht Beate himmelweit von der alten Frau Barbara Salden verschieden?

Und vorläufig konnte auch Richard sich nicht denken, in welcher Weise er mit Beate hätte Frieden schließen können. Sollte er nachgeben? Nein, das war ausgeschlossen. Sein Weib konnte es nach ihrer Natur aber vielleicht ebenso wenig.

Hatte er nicht überhaupt nur ganz ausschließlich an sich allein gedacht? War er nicht wirklich ein Egoist gewesen? An sich selber merkte er es, er konnte nicht anders denken und reden, als er eben getan hatte; aber war das nicht schließlich bei seinem Weibe auch der Fall? Konnte sie dafür, wenn sie einen Widerwillen gegen das Landleben empfand, wenn sie sich nach der Stadt zurücksehnte, die ja ihre Heimat war? Nein, das war ja nur so natürlich. Und sie war ja noch unglücklicher daran als er; denn

während er seinen Neigungen nachleben konnte, mußte sie täglich entbehren, wonach vielleicht ihre Seele schmachtete.

Ein Mitleid überkam ihn bei diesem Gedanken mit Beate. Hatte er sie bisher schon auf Händen getragen, so sollte sie es fortan noch mehr spüren, wie er sie liebte, wie er ihr alles opfern wollte, wenn sie nur das eine nicht von ihm verlangen wollte, ihn von seiner mütterlichen Heimat, seinem Hofe zu trennen.

Er wollte vor allen Dingen der Zeit vertrauen, der lindernden, versöhnenden Zeit und seiner Liebe. Sie hätte ja ein Herz von Stein haben müssen, wäre es ihr nicht endlich aufgegangen für alles das, was er ihr zu Liebe tat und für alles Schöne, was nur einzig und allein sein Beruf, sein Hof in sich hatte.

Das waren die letzten lichten Gedanken, unter denen er endlich nach Mitternacht einschliefl. Und ein lieblicher Traum schien sie während des Schlafes weiter zu spinnen zu einem herzerquickenden Bilde:

Weite wogende Weizen- und Kornfelder dehnten sich bis an den Laubwald hin aus. Frisches saftiges Grün, das die roten Nelken harmonisch schmückten, leuchtete von der Wiese her, durch die im Schein der goldenen Abendsonne das stille klare Bächlein floß. Richard schritt Arm in Arm mit Beate durch die duftenden Fluren. Ein lockiger Knabe sprang vor den Eltern her und pflückte an den Rändern der Aecker Korn- und Feuerblumen und brachte sie jauchzend der Mutter, die aus den Blumen einen Kranz flocht und ihn lächelnd dem munteren Knaben aufs Haupt drückte.

\* \* \*  
Am folgenden Morgen schien die Frühlingssonne warm auf die Erde nieder.

Es litt Richard nicht daheim, mächtig lockte es ihn hinaus zu einem Gange durch die Fluren.

Er fühlte den Gang durch die taufriischen Felder wie einen Segen. Die reine Gottesluft zog wohligh durch seine Brust, als spülte sie hinweg, was noch vor Stunden sein Herz so schwer gemacht hatte. Und was auf einige Augenblicke in seiner Brust erschüttert worden war, das einte, das festigte sich jetzt nur noch mehr in ihm. Er fühlte es deutlich, wie sein ganzes Wesen der väterlichen Scholle gehörte, wie sie ihn nie und nimmer loslassen würde.

Wohin er auch seine Blicke wenden mochte, überall empfand er Eindrücke, die neue Vorsätze in ihm schufen oder alte bestärkten, die seine Kräfte anregten, die seine Schaffensfreude erhöhten. Er sah sich schon wieder im Geiste im Kampfe mit den Elementen, mit den unvorhergesehenen Wechselfällen der Natur. Und dieser Kampf, den er mit froher, sicherer Seele führen würde, sollte ihn nicht niederdrücken, nein, er würde ihn nur stolzer auf seinen Erfolg machen; die Frucht, die durch so viele Mühen gewonnen war, sollte ihm nur um so lieber sein. Und war es nicht eine Lust, hier draußen zu schaffen, wo alles ihn gesund und stark, gut und froh machte, allein den weiten blauen Himmel über sich, die fruchtbare, segenspendende Erde unter sich?

Und dieses Land hätte er nun verlassen sollen? Wäre das nicht eine schwere Untreue gewesen gegen sich selbst, gegen seine Heimat, gegen sein Glück, das ihm so treu geblieben war?

Noch grübelte Richard über diese Frage nach, als er auf einmal ein Rufen hinter sich wahrte.

„Nupper, Nupper,“ klang es hinter ihm.

Salden blieb stehen und drehte sich um. Nun erkannte er sogleich, woher die Stimme kam. Es war der kleine Friedrich Zorn, der sich mit seiner sanftmütigen Stimme bemüht hatte, Salden zum Stehen zu bewegen.

Er kehrte von dem benachbarten Sonnenfeld zurück, und dort hatte er eine Neuigkeit gehört, die er schon jetzt an jemanden abladen mußte.

„Denken Sie sich, was ich im Gasthause zu Sonnenfeld gehört habe?“

„Nun, was ist das Wichtiges?“ fragte Richard mit einem stillen Lächeln.

„Hermann Bivald ist wieder zurück aus der Hauptstadt.“

„Hat er das ersehnte Stadtleben so schnell überdrüssig bekommen.“

„Ach, nein, das ist es wohl nicht, sondern die Not hat ihn zurückgetrieben. Der arme Kerl hat Unglück gehabt. Bei der Schiffsbau-gesellschaft hat er den größten Teil seines Barvermögens verloren. Mit dem Hause, das er sich gekauft hat, soll er auch gründlich reingefallen sein, und jetzt kam in Sonnenfeld noch eine Wirtschaft zum Zwangsverkauf, wo er den Rest seines Geldes stehen hatte. Um nun diesen Rest zu retten, hat er die Wirtschaft gekauft, und darauf gedenkt er jetzt wohl wieder Bauer zu spielen. Der arme Kerl! Den hat die Stadt tüchtig betrogen. Wird ihm recht sauer werden, auf dem kleinen Hofe wieder von vorn anzufangen.“

Bei diesen Worten des Mitleids empfand es Friedrich Zorn wahrscheinlich um so wohl-

tuender, daß er so sicher und behaglich in dem warmen Neste sitzen konnte, das der vorher so neummal kluge Bivald leichtfertigen Herzens verlassen hatte, um dafür das glänzende Leben in der großen Stadt einzutauschen.

Mit einem freundlichen Händedruck verabschiedete sich der kleine Zorn von Richard, der gedankenvoll seinem Hofe zuschritt.

Die Nachricht von dem traurigen Schicksal Bivalds interessierte ihn heute mehr, wie sie es sonst getan hätte. Zwar wäre er selbst ja nie in die Versuchung gekommen, es jenem gleichzutun, auch wenn jener in der Stadt das Glück gefunden hätte. Aber heute erschien ihm diese Kunde wie eine Mahnung des Schicksals, jetzt, wo die Versuchung dringend an ihn herantrat, nicht zu wanken in seiner Treue gegen das heimische Land.

Und ein leises „Niemals“ murmelten seine Lippen als er unter diesen Gedanken durch sein Hoftor schritt.

\* \* \*

V

### Sorgentinder

Der Sonntag Lätare war herangekommen. Darauf freuten sich die Kinder in den Dörfern schon lange im voraus. Denn der „Sommer-sonntag“, wie jener Tag im Volksmunde heißt, brachte ja nicht nur den Sommer wieder, sondern war auch ein besonders leckeres Fest für die Kleinen und Kleinsten.

Dann schnitt der Vater oder der ältere Bruder für die kleinen Knaben und Mädchen je ein grünes Bäumchen zurecht, das sich bequem in der Hand tragen ließ. Geschmückt wurde es am Sonnabende von geschickter Kinderhand mit allerlei buntem Schmuck, mit Bändern und buntfarbigem Papier, mit Ketten aus Strohhalbstückchen und mit einem Papierhalbmond an der Spitze.

Am Sonntagmorgen scharten sich die Kinder zu kleineren und größeren Gruppen zusammen, zogen „Sommerlieder“ singend, von Haus zu Haus und freuten sich der wohl-schmeckenden Gaben, die ihnen ausgeteilt wurden.

Auch auf den Idahof fand die fröhliche Jugend jedes Jahr den Weg; wußten doch die Kinder genau die Stellen, wo es sich besonders lohnte, zu singen, und den Idahof ließ deshalb kein Kind ohne Not aus.

Eine Schar nach der andern zog durch das offene Tor in den Hof ein, nahm in dem Haus-flur Aufstellung und begann zu singen. Aus den jungen Kehlen tönte da manch ein alter Volksreim, der alle Jahre nur einmal, an diesem Sonntagmorgen, zu Ehren kam. Jetzt sangen sie:



„Rote Rosen, rote,  
Blühen auf dem Stengel,  
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,  
Die Frau ist wie ein Engel.“

Anderer wieder gaben ein längeres Lied zum Besten, bevor sie eine Gabe verlangten:

„Rot Gewand, rot Gewand,  
Schöne, grüne Linden.  
Suchen wir, suchen wir,  
Wo wir etwas finden.  
Sehn wir durch den grünen Wald,  
Singen Vöglein jung und alt,  
Sie singen ihre Stimmen.  
Frau Wirtin, sind sie drinnen?  
Sind sie drin, so kommen Sie raus  
Und bringen Sie was Gutes raus.  
Ich kann nicht lange stehen,  
Ich muß noch weiter gehen.“

Wenn die letzten Verse der eigenartigen Melodie verklungen waren, kam Marianne aus der Küche hervor, langte in das Körbchen unterm Arm und reichte den Heischenden eine Gabe, den Einheimischen und wem sie besonders wohlwollte, ein Ei oder zwei und ein paar große Schaumbrezeln, denen aber, die aus fremden Dörfern gekommen waren, eine Brezel oder ein paar süße Mehlweizen.

Beate hatte einigen Gesängen von ihrem Zimmer aus zugehört, auch einen gleichgültigen Blick auf eine Schar geworfen, dann hatte sie sich nicht mehr um die wandernden, lachenden Kinder gekümmert. Was gingen sie denn auch die fremden Dorfjungen und -mädchen an, was galten ihr die unsinnigen Reime, die ihr vorgesungen wurden?

Die Kinder aber erzählten daheim, daß sie die schöne Frau vom Idahofe, die den meisten Dorfleuten interessant dünkte, gar nicht einmal erblickt hätten. Aber dafür hätten sie wieder die alte Frau Barbara gesehen, die mit Susse zusammen so freundlich die Gaben dargereicht hätte.

\* \* \*

Nun waren auch die Ostern vorbei. Jene holden, warmen Lenztage kamen heran, wo der Landmann, wie erlöst von des langen Winters Druck, frei aufatmet, wo er sich schon durch den belebenden Gottesodem in der Natur gestärkt, beglückt, wagemutig fühlt. Diese Tage sind für den Landmann die schönsten im Kreise des Jahres; da richtet er hoffnungsvoll den Blick in die Zukunft; da schwebt ihm in der Ferne ein Glück vor, das er sich wacker erarbeiten will mit seinen eigenen Händen, ein Glück, das längst nicht allein erfüllt wird durch die blanken Taler, die ihm seine Arbeit einbringt, sondern durch alle die frohen und trüben Empfindungen, die in seiner Brust lebendig

werden, täglich, stündlich, von der ersten Schneeschmelze an bis zum letzten Tage der Ernte.

Auch für Richard brachten diese Wochen viel Arbeit mit sich, und er hielt sich jetzt fast ausschließlich draußen auf. Daheim wäre er jetzt auch nicht sehr vermisst worden, da er Strohwitwer war.

Beate hielt sich in ihrer Vaterstadt auf. Sie war, seitdem sie Richards Frau war, mehreremal zu ihren Eltern auf Besuch gefahren, aber immer nur auf kurze Zeit. Sie sehnte sich jedoch auf längere Zeit einmal wegzubleiben. Es trieb sie weniger die Sehnsucht, als vielmehr der Drang, dem langweiligen Leben auf dem Idahofe zu entfliehen.

Daneben aber reizte sie auch der Gedanke, Richard zu zeigen, daß es ihr sein Hof noch immer nicht angetan, daß sie keine Sehnsucht hatte nach seinem ländlichen Heim.

Beates Bruder Arnulf, der es inzwischen bis zum Zahlmeister gebracht hatte, war während der Oftertage Gast auf dem Idahofe gewesen. Natürlich wußte er bei seiner Ankunft nichts von dem inneren Zwiespalt, der Beate von ihrem Manne schied; natürlich ahnte er nicht, wie gleichgültig, ja wie verhaßt ihr das Leben auf dem Hofe war.

Scherzhast hatte er deshalb in den ersten Minuten seines Besuchs gefragt: „Und du, mein liebes Schwesterchen, fühlst dich doch gewiß recht glücklich in diesem einsamen Nestchen?“

Beate hatte darauf geschwiegen, wie sie immer tat, wenn ihr etwas nicht recht nach dem Sinne ging. Auch Richard berührte die Frage des Bruders nicht angenehm. Aber um so mehr lernte er ihn selbst bald schätzen und lieben, als er mit ihm am Nachmittage durch seine Länder bis zum Fuchsland hin streifte und dabei bemerkte, einen wie empfänglichen Sinn Arnulf für alles das hatte, was die freie Gottesnatur darbot. Und wie herzerquickend der junge Mann zu plaudern verstand, und wie er das Glück seiner Schwester pries, immer in diesem heiteren Paradiese leben zu dürfen. Ja, hätte doch Beate nur die Hälfte von der Begeisterung ihres Bruders gehabt, Richard wäre schon damit zufrieden gewesen.

Gern hätte Salden seinen jungen Schwager noch länger bei sich behalten, da er sich seinen Einfluß auf Beate nur günstig denken konnte; allein Arnulfs Urlaub war abgelaufen.

Er kehrte aber nicht in seine Garnison nach Oberschlesien zurück, sondern fuhr zunächst nach der Hauptstadt. Dorthin war er auf mehrere Wochen abkommandiert worden, und Beate benutzte die günstige Gelegenheit, von Richard die Einwilligung zu erwirken, mit zu den Eltern zu fahren.

Zu ihrem Erstaunen zeigte sich Salden sofort bereit, ihrem Plane zuzustimmen. Er hatte für seine Bereitwilligkeit verschiedene Gründe. Er selbst hatte jetzt reichlich auf dem Felde zu tun und konnte nur wenig daheim bleiben. Daher empfand er ihre Abwesenheit weniger. Zudem hoffte er, ihr Zusammensein mit dem Bruder würde sie in manchen Dingen zu anderen Ansichten bringen. Wer konnte wissen, ob sie ihr neues Heim, — denn das war sein Hof doch einmal, — nicht doch ein wenig lieben lernte, wenn sie erst lange fern davon weilte.

Auf Arnulfs Bitten hin hatte Richard das Versprechen gegeben, selbst einige Tage nach der Stadt zu kommen und Beate heimzuholen.

\* \* \*

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne trafen eben den stillen Idahof. Draußen auf den Aekern hatte man heute tüchtig geschafft und war deshalb mit der Arbeit schon fertig geworden, für die Richard noch einen Teil des folgenden Vormittags gerechnet hatte; darum sollten seine Leute heute auch ein Stündchen eher Feierabend haben als gewöhnlich.

Handrüsche! hatte es sich bequem gemacht. Er hatte sich auf einen Baumstamm, der vor den Ställen lag, gesetzt, sich eine Pfeife angezündet und sah nun den letzten Arbeiten der Mägde zu. Dann schien er in ein stilles Nachdenken zu geraten, in dem er nur einmal unterbrochen wurde, als eine einzelne Himmelsziege\*) meckernd durch die Lüfte dem nahen Buchenteiche zuslog. Dann senkte er seinen Kopf wieder nieder und versiel in ein stilles Sinnen.

Eigentlich hatte er es doch ganz gut getroffen und er konnte mit seinem Lose wohl zufrieden sein. Sein Herr hatte ihm ein bedeutendes Sümmlen zu seinem ersten Lohne zugelegt, sodaß er sich bei weitem besser stand als in seiner Heimat. Das Essen war auch besser als daheim. Zwar hatten ihm die heimischen Gerichte stets gut gemundet, aber wenn man sich erst an die Kost auf dem Idahofe gewöhnt hatte, erschien letztere doch als die bessere. Ja, die Panie war gut und freigebig. Wie lieblich duftete der Kuchen beim letzten Osterfeste, als er aus dem heißen Ofen auf das Stroh im Hausflur gelegt wurde, damit er sich dort abkühlen konnte. Der schöne Streusel auf dem Kuchen zerschmolz so süß auf der Zunge. Und erst die fleischigen Rosinen, diese feinen Leckerbissen! Die waren ganz neue Genüsse für seinen ungewöhnten Magen. Und wie schmackhaft waren die saftigen Mohnstriezel am

\*) Schnepfe.

Weihnachtsfeste gewesen! In süßer Erinnerung mußte er mit der Zunge um die Lippen schlecken, als könnte er damit den verschwundenen Genuß noch einmal hervorzaubern.

Auch sein Verhältnis zu den Leuten auf dem Hofe war besser geworden. Seit er den Großknecht so derb gezüchtigt hatte, wagte ihn niemand mehr zu verspotten. Im Gegenteil, suchte sich jeder mit ihm gut zu stellen, besonders seit dem ersten April, seitdem er die Stelle des davongegangenen Großknechtes Grober eingenommen hatte.

Auch in der „Krone“ war er jetzt schon oft gewesen, und auch dort sah man ihn jetzt mit anderen Augen an. Stand er doch in allen Dingen stets seinen Mann; er war der gefürchtetste Schaffkopfspieler, ein guter Tänzer und wußte auch, wenn es einmal not tat, seine Fäuste gut zu gebrauchen.

Und doch hatte er noch immer nicht seine verlassene Heimat vergessen können. Wenn er am Sonntag nachmittags im Garten saß, das Haupt wie an jenem Erntekranz nach Osten gewandt, wenn er in der Woche hinter dem Pfluge herging, und seine Lippen unwillkürlich eine Melodie aus der Jugendzeit pfliffen, im Traum seiner Nächte kam sie leise zu ihm und erweckte eine stille, leise Sehnsucht in seiner Brust. Wie gern hätte er sein kleines Dörflein mit den strohgedeckten Häusern einmal wiedergesehen, wie gern sich daheim einmal im Tanz gedreht, einmal die Genossen wiedergesehen, mit denen er aufgewachsen war, auch sie, die ungetreue Paulinka, die ihn so plötzlich hatte verlassen können.

Und doch waren die Wurzeln stark genug, durch die er an das neue Land gehalten wurde. Wer meinte es in seiner alten Heimat so gut zu ihm wie hier die kleine Susa? War dieses blasse, stille Mädchen seit jenem Erntefeste nicht seine treue Freundin geworden?

Ach, wie mußte er der Susa doch von Herzen dankbar sein für das viele Gute, das sie ihm in der ganzen Zeit angetan hatte! Wenn er am Feierabend manchmal allein mit ihr zusammen gewesen war, dann hatte er wohl zu ihr gesagt: „Bist, Susa, mein liebes gutes Schwesterchen!“ Dann hatte sie sich enger an ihn geschmiegt und ihn mit so glücklichen Blicken angesehen, daß es ihm ordentlich warm um das Herz und naß in den Augen wurde. Und wenn sie ihn dann fragte, ob er ihr auch gut sei, dann erwiderte er mit einer Aufrichtigkeit, in die sie in diesen Augenblicken nicht den mindesten Zweifel setzte: „Hab ich dich viel lieber als alle andern!“

(Fortsetzung folgt)



Märtischer See  
Nach einem Gemälde von Otto Feld







## Kunst und Ethos

Von Dr. Heinrich Pudor in Leipzig

Man kann beobachten, daß unsere ganze neue Weltanschauung einen vollständigen Umschwung insofern erleidet, als sie auf den Begriff der Sittlichkeit eingestellt wird. Und zwar von der Politik auf der einen und der Wissenschaft auf der anderen bis zur Kunst auf der einen und zum Handel auf der anderen Seite. Der einstigen Diplomaten- und Intriguenpolitik tritt die Charakterpolitik gegenüber. Daß auch die Wissenschaft eine moralische Angelegenheit ist, daß sie nicht Selbstzweck sein kann, sondern dem Menschen dienen muß, wird heute mehr und mehr eingesehen, und nach dieser Richtung dürften uns in den nächsten Jahren noch recht bemerkenswerte Ueberraschungen bevorstehen. Ähnlich mit Industrie und Handel. Im Industriezeitalter wurden zwar beide und zugleich die Technik so sehr überspannt, daß man glauben möchte, der Mensch sei um der Industrie willen, der Mensch sei um der Technik willen da, während es sich doch offenbar umgekehrt verhält. Aber in jüngster Zeit ist auch hier eine Umkehr der Anschauungen erfolgt und von verschiedenen Richtungen her versucht man der Ueberspannung dieser Gebiete Einhalt zu tun und sie den sittlichen Zwecken dienstbar zu machen, — versucht man zu erreichen, daß die sittlichen Ziele über sie nicht vergessen werden, und sie selbst dem Sittengesetz zu

unterstellen. Es sei nur an den Kreis von Bestrebungen, der sich um den Begriff „Treu und Glauben im Handel und Wandel“ gebildet hat, erinnert. Und die gesamte Sozialpolitik steht auf der Grundlage einer moralischen Kritik der Arbeitsverhältnisse.

Wie ist es nun mit der Kunst? Hier ist die überlieferte Anschauung, daß die Kunst, als das an sich Schöne mit dem Sittlichen nichts zu tun habe und über dem Sittengesetz stehe, immer noch am mächtigsten, und die Ethiker sowohl unter den Künstlern wie unter den Kunstgelehrten und Kunsthistorikern und Kunst-ästheten stehen noch sehr vereinsamt da. Immer und immer wieder kommt man damit, daß das häßlichste und gemeinste Objekt durch die künstlerische Behandlung veredelt werde. Aber wenn dies nicht geleugnet werden kann, spricht es dann nicht erst recht für die ethischen Werte der Kunst? Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß wir selbst vorwärts gekommen sind und uns beispielsweise an der holländischen Genremalerei eines Brouwer nicht mehr in gleicher Weise zu erbauen vermögen, als dies früher der Fall war. Und wer möchte wohl wagen, ein solches Sittenbild, das manchmal ein Unsittenbild ist, auf gleiche Stufe zu stellen mit einem Kunstwerk, das von irgend einem Gesichtspunkt aus ein ethisches Ideal verkörpert, wie z. B. ein Heiligenbild der

italienischen Renaissance oder ein Familienbild eines Rembrandt oder eine Raffaelsche Madonna? Natürlich wird niemand so töricht sein, zu verlangen, daß die Kunst direkt und unmittelbar moralisieren solle. Nein, immer nur dadurch, daß sie womöglich unbewußt und unwillkürlich ein ethisches Ideal hinstellt, in sinnlichen Formen, so daß es jeder in sich aufnehmen kann, sei es nun in der Musik, Dichtkunst oder Malerei. Aber das Sittliche bildet sicherlich (das Technische vorausgesetzt) den Maßstab, an dem wir die Höhe eines Kunstwerkes messen können. Je reiner es ein sittliches Ideal in sich verkörpert, und je höher dieses sittliche Ideal selbst steht, desto bedeutungsvoller ist das Kunstwerk. Und Beethovens Neunte, Wagners Parsival, Bachs Matthäuspassion und wiederum Goethes Faust und Rafaels Sixtinische Madonna sind deshalb so hehre Kunstwerke, weil sie ethisch so unvergleichlich hoch stehen, weil das sittliche Ideal, das sie sinnlich darstellen, so unvergleichlich hoch steht und — so frei von allem Technischen verkörpert wird. Wir wiederholen: das Technische ist die Voraussetzung. Es kann technische Studien geben, die den Kenner in Entzückung bringen, aber sie sind und bleiben nur Voraussetzungen und Vorbedingungen der höchsten Kunst. Und wenn dagegen ein Maler wie Correggio im Erotischen manchmal so weit geht, als überhaupt nur möglich ist, so spricht dies wiederum dafür, daß die Kunst imstande ist, das gemeine Leben zu veredeln und zu versittlichen (*sit venia verbo*) — es spricht für das Ethische in der Kunst, nicht gegen, abgesehen davon, daß solche Werke niemals die gleiche Rangstufe einnehmen können, wie andere, die mit den Augen nicht unten, sondern oben hängen.

So ist es denn wirklich an der Zeit, daß die Ueberzeugung von den ethischen Werten der Kunst sich Bahn bricht, und daß sie vor allem dort, wo man Kunst lehrt, maßgebend für System und Lehrgang wird. Also in den Akademien, in der Pädagogik, und auf der anderen Seite in der Kunstgeschichte und Kunstästhetik. Es wird dabei nicht ausbleiben können, daß vielfach umgelernt werden muß, nicht nur von den Schülern, sondern auch von den Lehrern, ebenso bezüglich des Lehrgangs, und daß auch die Geschichte umgeschrieben werden muß. Denn bislang beten wir immer noch das Technische als Selbstzweck an, während es nur Vorstufe und Bedingung und Mittel zum Zweck ist. So als ob man ein Gedicht um des Reimes willen mache. Oder als ob man ein Bild um der Farben willen malt, während es offenbar darauf ankommt, ein ethisches Wertobjekt

in Farben darzustellen. Es ist der alte Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus. Wir wollen aber den Realismus nicht ausgeschaltet wissen, sondern er soll nur dem Idealismus dienen, nicht selbstsüchtig herrschen. Ein typisches Beispiel für den Realismus an sich ist Lovis Corinth. Ähnlich Elevogt.

Bei Segantini finden wir auch Realismus, aber dienend dem Idealismus; und deshalb steht er turmhoch über den Nur-Realisten. Und ähnliche Idealisten sind Hans Thoma, Wilhelm Leibl, Karl Haider, Wilhelm Trübner, Graf von Kalkreuth, Alfred Rethel, Fritz von Uhde, Wilhelm Steinhausen, Jean François Millet, Anselm Feuerbach und nicht zu vergessen Ludwig Richter und Moritz von Schwind. Der letztgenannte z. B. wird von der künftigen Kunstgeschichte ebenso wie von den Museumsdirektoren nur so mitgeschleppt als halber Sonderling, als unbedeutender Idealist, er wird aber nunmehr einen allerhöchsten Rang einnehmen müssen als einer, der das Sittliche recht sehr tief erfaßt und dargestellt hat. Denken wir daher dagegen an die große Masse der Bildproduktion von Heutzutage, so werden wir sagen müssen, daß sie im besten Falle interessante, technische Vorstudien gibt. Anders ausgedrückt, sie bleibt am Materiale hängen. Und wenn sie sich auf ethische Gebiete wagt, so gibt sie sie wiederum von der technischen Seite und statt das Technische zu „ethisieren“ (idealisieren), versinnlicht und materialisiert sie das Ethische. So z. B. die Gruppe Münchener Maler um Leo Puk oder selbst die Münchener Scholle.

Ähnlich ist es mit dem Nationalen. Von der Familie kommen wir zum Volk. Eine bildende Kunst, die das deutsche Volksideal verkörpert, so wie in der Dichtkunst die Nibelungen und die homerischen Gesänge, haben wir überhaupt noch nicht, am allerwenigsten in der Malerei. Vielleicht bekommen wir sie zunächst in der Architektur. Das Völkerschlachtdenkmal hätte ein Anfang sein können. Auch an die Bismarck-Türme sei erinnert. In der Malerei muß auch hier Moritz von Schwind genannt werden. Dann der etwas spröde Cornelius. Aber im allgemeinen und heute? Die Versuche, die in der Malerei nach Art der Wagnerschen Nibelungen gemacht worden sind, sind kläglich verlaufen. Und wie wenig ernsthafte, geschweige wirklich monumentale Bismarckdenkmäler gibt es trotz der Unmasse? Und woher kommt es, daß der 70er Krieg künstlerisch ein so bejammernswertes Ergebnis gehabt hat? Wo finden wir den 70er Krieg in der Malerei, wo in der Dichtkunst? Und ist etwa das Reichstagsgebäude eine hehre monumentale, architektonische, kraftvoll



nationale Schöpfung, oder nicht vielmehr verwässert, pomphafter Eklektizismus, innerlich durch und durch hohl und leer? Und wie war es mit dem Niederwalddenkmal, das weder Kraft noch Tiefe zum Ausdruck bringt und nur wie ein lebenswürdiges Spielzeug vom Berge heruntergrüßt?

Das Ergebnis ist, wie gesagt, in nationaler Beziehung ebenso armselig, wie in rein ethischer. Heute aber, da wir das Technische doch endlich gelernt haben sollten, und wo

wir in die Schächte des sittlichen Ideals hinabsteigen und nach Charakter loten und schürfen, sollte doch endlich die Zeit gekommen sein, daß wir in stande wären, nicht nur technische Studien, allenfalls Genre- und Ansichtenbilder, sondern Kunstwerke zu geben, die inhaltlich über die Jahrhunderte hinwegschreiten, wie damals, als die Brüder van Eyck ihren Genter Altar malten. Damals, wie auch im italienischen Trecento und Quattrocento, da gab es ein Ethos in der Kunst. Möchten auch wir Deutsche es bald haben!

## Die Holzschnitzschule in Warmbrunn

### II. Die Tischlerei\*)

In meinem ersten Artikel über „Die Holzschnitzschule in Warmbrunn“ führte ich aus, daß die Holzschnitzschule bis 1908 den Charakter einer Industrieschule hatte, weil sie vorwiegend der industriellen Kleinschnitzerei, die immer mehr oder weniger Massenarbeit ist und sein muß, pflegte. Selten oder fast gar nicht kann eine Schnitzindustrie ohne die Hilfe der vorbereitenden und ergänzenden Tischlerei oder Drechslerei auskommen. Dies wurde man auch in der Holzschnitzschule recht bald gewahr und man gab ihr daher schon nach einem Jahr ihres Bestehens eine Werkstatt für Kleintischlerei, welche in Verbindung mit der Schnitzerei alle jene einfachen, niedlichen Tischlereien ausführen sollte, die die Galanteriebranche führt.

Man erwartete von dieser Abteilung ähnliche Erfolge wie von der Schnitzereiabteilung: sie sollte für die heimische Kleinholzindustrie Spezialisten heranbilden. Aber auch hier machte man die Erfahrung, daß die Schüler nicht für die Industrie ausgebildet sein wollten, weil sie dort keine Aussicht auf eine spätere Existenz hatten.

Dennoch hatte die Abteilung Zuspruch; es meldeten sich Schüler aus der Bau- und Möbeltischlerei. Obwohl diese jungen Leute für die Großtischlerei vorbereitet sein wollten, entstanden doch programmgemäß eine ganze Anzahl kleiner Truhen, Kästchen, Schränkchen usw. Die Stücke wurden häufig mit moderner Schnitzerei oder Intarsia verziert und hatten oft einen hohen kunstgewerblichen Wert.

Trotzdem glaubte die zuständige Handwerkskammer in Liegnitz damals, daß diese Ausbildung der handwerksmäßigen Meisterlehre der Großtischlerei nicht gleichkomme und lehnte den Antrag der Schule auf eigene, in der Schule selbst abzuhaltende Gehilfenprüfungen

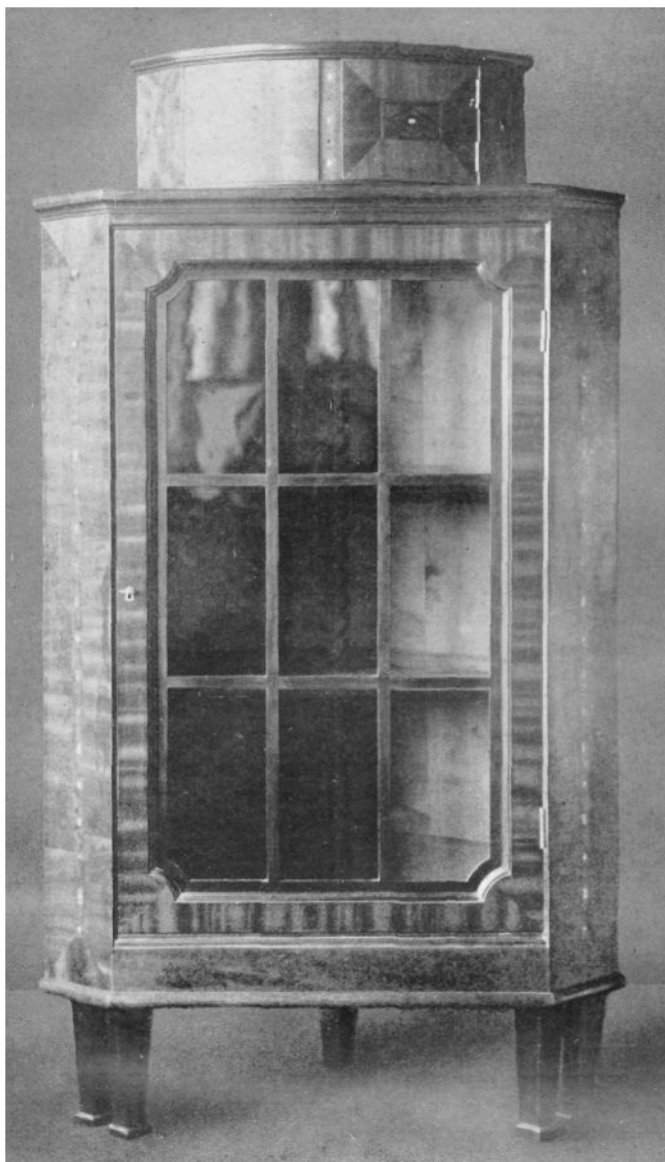
mit der Begründung ab, daß die Ausbildung der Schüler eine industrielle, daher einseitige sei und deshalb den Anforderungen der handwerksmäßigen Tischlerei nicht voll genügen könne.

Die Tischlerfachschüler mußten noch eine zeitlang bei einem praktischen Meister arbeiten, ehe sie zur Gehilfenprüfung zugelassen wurden, was übrigens auch bei den Schnitzschülern der Fall war. Diese Maßnahme der Handwerkskammer war nicht ganz unberechtigt, wenn man berücksichtigt, daß kein einziger jener Schüler zur Kleintischlerei überging, sondern stets in die Bau- oder Möbeltischlerei abwanderte.

Hier standen sie zunächst auf fremdem Boden, obwohl ihnen die Möbeltischlerei nicht ganz unbekannt war, denn es wurden auch in der Schulwerkstätte hier und da größere Möbelstücke wie Schränke, Sitztruhen, Tische ausgeführt. Aber die meisten dieser Arbeiten konnten ihre Geburtsstätte, die auf dem Gebiet der zügellosen Galanterie lag, nicht verleugnen. Als Gebrauchsmöbel konnten sie einer ersten Kritik nur selten standhalten. Ich habe bei meinen Besuchen in den ersten Jahren Schmuck- und Sitztruhen, Schränke und Stühle dort gesehen, die über und über mit Laubwerk, Schnörkeln und jenem wunderlichen Liniengewirr des „Jugendstils“ überzogen waren, daß auch keine einzige ruhige Linie der Konstruktion und kein freies Fleckchen einer Fläche mehr zu sehen war.

Aber auch solche gewagte Stücke jener Entwicklungsepoche der Schule fanden ihre Bewunderer und Abnehmer. Wir gönnen jenen, von uns unverstandenen, aber durchaus „artigen“, von großer Liebe ihrer Erzeuger zur Kunstindustrie sprechenden Unikatas ihre Triumphe und ihren Besitzern die Freude an den mühevollen, kunstfleißigen, oft sogar poetischen und sinnigen Werken.

\*) Siehe Schlesien Jahrgang IV, S. 77.



Eckschrank

Gehilfenprüfungsstück aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

Ein Umschwung zum Besseren erfolgte mit der anfangs des Jahres 1908 erfolgten Reorganisation, die neue Unterrichtspläne und Lehrer brachte. Es entstand eine selbständige Tischlerabteilung für die Großtischlerei mit der Gelegenheit zur Erlernung der Feintischlerei.

Damit war die Tischlerabteilung befreit von der unheilvollen Herrschaft des geschnitzten Ornamentes, und die Möbel nahmen einen ernsteren Charakter an. Sie wurden „konstruktiv“ und waren nun nicht mehr Versuchs-Objekte für die Launen und Willkür der alles überwuchernden Dekoration. Strell

trat der Gegensatz zwischen der ersten „dekorativen“ und der zweiten „konstruktiven“ Epoche zutage. Der Grund zu diesem plötzlichen Systemwechsel fiel zusammen mit dem Personenwechsel in der Leitung der Schule, der auch einen Wechsel unter der Lehrerschaft mit sich brachte. Heute gehen aus der gut-besuchten und von dem Innenarchitekten Vogelgesang geleiteten Tischlerabteilung Arbeiten hervor, die ein kritikfestes Gepräge haben. Die konstruktive Architektur des Möbels gebietet und weist dem Ornament seinen sekundären Platz an, wie unsere Abbildung eines Eichenholz-Büfetts beweist. Dort wo



Eichenholz-Büfett aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

man reicher und vornehmer wirken will, läßt man in erster Linie das gewählte Material, dem eine vorzügliche Flächenbehandlung zuteil wird, sprechen, dann erst kommt die Verzierung zum Wort. Das abgebildete, in Mahagoni ausgeführte, polierte, mit einer, in farbigen Hölzern ausgeführten Intarsia versehene Schränkchen, das Gehilfenprüfungsstück eines Schülers, zeigt, daß man nicht allein im Zeichensaal, sondern auch in der von dem Tischlermeister Poßener geleiteten Schulwerkstätte das Prinzip der Sachlichkeit kennt.

Besonders scharf betont wird dies in der Einrichtung der beiden Schülerwohnzäle, die nach den Plänen des Direktor Rießer geschaffen wurden und von denen wir eine Abbildung

bringen. Die Bodenräume des Schulhauses wurden unter geschickter Benützung des Balkenwerks zu freundlichen Wohnzälen, die je sechs Kojen haben, ausgebaut. Die Möbel sind auf der Maschine hergestellt und beschränken sich auf die einfachsten Gebrauchsformen. Der warme Naturholztou der Einrichtung in Verbindung mit den weißen, durch farbige Kanten abgesetzten Wänden, gibt dem Ganzen einen recht freundlichen behaglichen Charakter.

Ähnliche bürgerliche Wohnräume wurden im Laufe der Zeit noch mehrere geschaffen. Wir wollen nur ein Bauernzimmer, das bunt bemalte Möbel zeigte und für eine Gutbesitzerin im Kreise Slogau bestimmt war, hervorheben.

Besonders beliebt sind die größeren Kirchenarbeiten, wie Kanzeln, Altäre und Orgelprospekte, welche wiederholt ausgeführt wurden. Sie sind die dankbarsten Lehrobjekte. Bieten sie doch mit ihrem mannigfaltigen Formenreichtum dem Lernenden immer wieder neue Aufgaben. Konstruktion und Dekoration stehen da meistens in inniger Verbindung und verlangen ein verständnisvolles Handinhandarbeiten zwischen Tischlerei und Bildhauerei. Das ist nicht nur in technischer, sondern auch in ästhetischer Hinsicht erziehlisch, denn der Schüler lernt den Wert der einzelnen Architektur- und Ornamentformen kennen und weiß sie später an ihren richtigen Platz zu setzen. Daß diese kirchlichen Aufträge meistens historischen Stilcharakter tragen, ist für die Schule gerade in der heutigen Zeit der „Stilsuche“ von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wird sie doch gerade dadurch vor nutzlosem Suchen nach neuen Formen bewahrt.

Ueber den Wert der Aufträge in der Lehrwerkstätte sagt Direktor Kieser in seinem Bericht über das Schuljahr 1908: „Die Aufträge schließen alles Experimentieren aus, und zwingen, genau wie in der Praxis, mit Zeit und Materialersparnis zu rechnen. Diese

beiden, für die fachgewerbliche Ausbildung so überaus wichtigen, ja gänzlich unentbehrlichen, nur durch gute Aufträge in der Schule festzuhaltenden Momente, machen den praktischen, sowohl als auch den theoretischen Unterricht erst in der richtigen Weise fruchtbringend.“ Dieser Ansicht kann sich wohl kein praktischer Meister, dem die Ausbildung unseres kunstgewerblichen Nachwuchses am Herzen liegt, verschließen.

Ueber den Umfang der Ausführung von Aufträgen scheint man in der Öffentlichkeit nicht immer im Klaren zu sein, wie jüngst eine Polemik in der Schlesischen Zeitung bewies. Ohne auf jene Fragen näher einzugehen, soll doch hier betont werden, daß die Holzschnitzschule nur Aufträge bis zu einem genau begrenzten Umfange ausführt und daß der Erlös dem lernenden Kunsthandwerker direkt wieder zu gute kommt.

So ist das Wirken der Holzschnitzschule in Warmbrunn für unser einheimisches Handwerk und Kunstgewerbe von größter Bedeutung. Den interessierten Kreisen ist bei einem Besuch von Warmbrunn auch der der Schule sehr zu empfehlen. Sicher würde dadurch manches Vorurteil beseitigt werden.



Wohn- und Schlafräum  
der Schüler in der Holzschnitzschule in Warmbrunn



## Schmuck von Annie Hystat

Die Schmuckkünstlerin, von der wir auf dieser und den folgenden beiden Seiten einige in Breslau entstandene, sehr reizvolle Arbeiten der letzten Zeit abbilden, Annie Hystat mit Namen, stammt aus Oesterreich und hat 1900 ihre Studien auf der Kunstgewerbeschule in München begonnen. Nach fünfjährigem Aufenthalt in der bayrischen Kunsthauptstadt ging sie einige Jahre nach Paris, wo der Mann lebt, der seit der letzten Pariser Weltausstellung die gesamte moderne Schmuckkunst beherrscht, René Lalique, in die Stadt, in der der Sinn für das bijou besonders geschärft ist. Hier hat sie einige Jahre gelebt, auch mit dem bekannten französischen Keramiker Henri Massoul gearbeitet, in der Hauptsache aber ist sie als Metallkünstlerin tätig gewesen. Nach Breslau kam sie dann, um bei Meister Tillmann Schmitz ihre Studien zu beenden. Hier arbeitet sie jetzt selbständig schon einige Zeit.

Noch als sie in Paris zum ersten Male im Salon national ausstellte, erregte sie — und das will für eine Anfängerin und Ausländerin viel bedeuten — mit ihren Schmuckstücken, kupfergetriebenen Kästchen, silbernen Deckeln auf Kristallgefäßen die Aufmerksamkeit der Kritik. Allgemeine französische Kunstzeitschriften, wie Fachblätter der Bijouterie erwähnten ihre Kunst, und zu den nächsten Ausstellungen wurde sie eingeladen. Und nicht nur bei der Presse, auch bei der Pariser

Künstlerschaft fand sie das größte Entgegenkommen. Eine angesehenere Zeitschrift, wie *L'art décoratif*, brachte schon 1907 einige Arbeiten von ihr in Abbildungen und schrieb sehr anerkennend darüber. Sie wären, so hieß es, weder japanisch, noch österreichisch trotz der Herkunft der Künstlerin, noch deutsch, trotz ihrer Münchener Schulung, sie wären „très personnel es très curieux“.

Dieses nicht kleine Lob trifft das Richtige. Diese ungewöhnlichen Formen sind mit sehr feinem Geschmack nicht etwa auf dem Papier entworfen, sondern in Metall und den dazu passenden Steinen sehr selbständig erdacht, und die technische Arbeit, die die Künstlerin selbstverständlich selbst leistet, sucht ihr Vorbild in der staunenswert sauberen Sorgfalt japanischer Kunsthandwerklicher Tätigkeit. Die Wirkung dieser Schmuckstücke in ihrer formalen und farbigen Erscheinung ist vornehm und eigenartig.

Der in der Photographie nur mangelhaft in seiner Schönheit zur Geltung kommende Anhänger mit dem Fisch auf Seite 417 bildete einen der Hauptgewinne der letzten Verlosung des Kunstgewerbevereins.

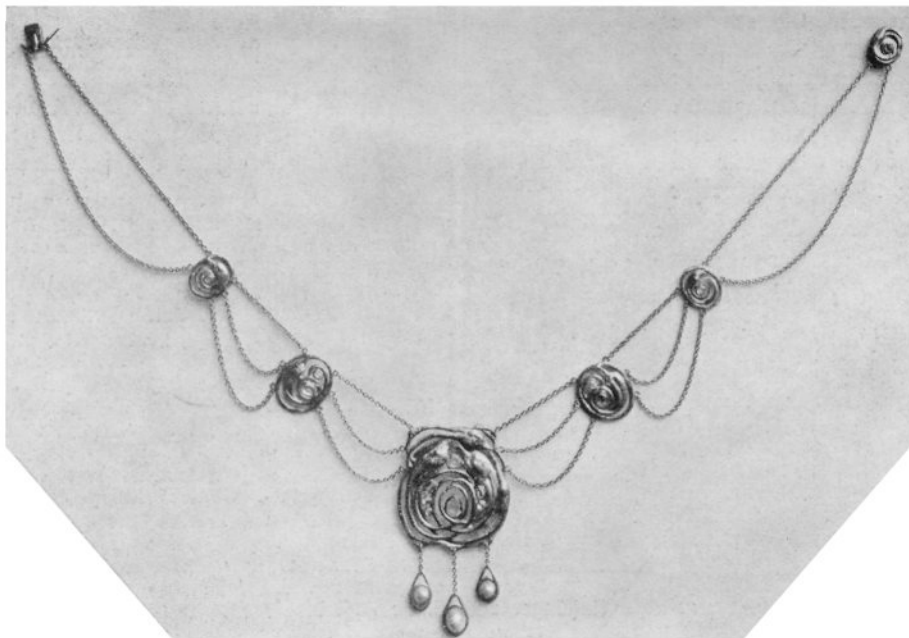
Wunderbarer Weise widmen sich auffallend wenig Frauen diesem Gebiet kunsthandwerklicher Tätigkeit, das ihnen doch sehr nahe liegen müßte. Hier haben wir es mit einer Schmuckkünstlerin zu tun, die nicht nur hervorragend für ihre Tätigkeit begabt ist, sondern diese auch durchaus ernst nimmt.



Anhänger von Annie Hystat  
Gold mit Türkisen



Halskette von Annie Hystat  
Gold mit Mondsteinen



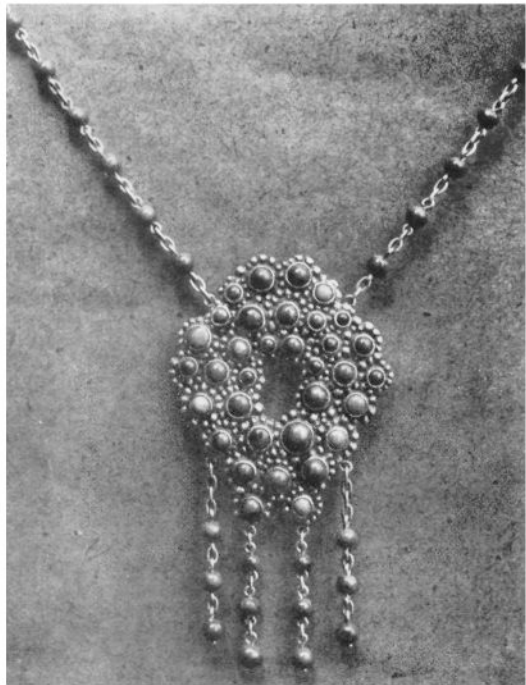
Halskette von Annie Hystat  
Gold mit Aquamarinen



Anhänger von Annie Hystat  
Gold, Smaragd und Perlen



Anhänger von Annie Hystat  
Gold mit Opalen



Anhänger von Annie Hystat  
Silber mit Korallen

## Von Nah und Fern

### Vereine

**Verband Deutscher Kunstgewerbevereine.** Der diesjährige — einundzwanzigste — Delegiertentag des Verbandes Deutscher Kunstgewerbevereine wurde am 2. April in Magdeburg abgehalten. Von 47 Verbandsvereinen mit 1901 Mitgliedern waren 39 mit 60 Stimmen vertreten, der Breslauer Verein durch den Schriftführer Dr. Buchwald. Nach den üblichen Begrüßungsreden und der Wahl des Bureaus erstattete der Vorsitzende des Verbandsvorortes Berlin und des Delegiertentages, Geheimrat Dr.-Ing. Muthesius, den Jahres-, Herr Günther den Kassen-Bericht. Sodann kamen die einzelnen Ausschüsse mit ihren Berichten zu Worte. In-betreff der Gebührenordnung (Eisenacher Ordnung) wurde der Antrag angenommen, diese bis auf weiteres in der jetzigen Form zu lassen, aber den Ausschuß dafür zu beauftragen, nächstes Jahr Vorschläge zu unterbreiten, welche die Materialkosten möglichst ausschalten und die Wünsche aus verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes berücksichtigen. Eine Probe eines Flug-schriften-Heftes, die der Verband herausgeben will, durch erläuternde Worte von Herrn Professor Groß aus Dresden eingeführt, rief eine längere Aussprache hervor, in der die verschiedensten Wünsche zu Tage treten, Zustimmungen wie Bedenken geäußert wurden, so daß von einer Beschlußfassung abgesehen wurde. Beim Wettbewerbswesen empfahl Geheimrat Muthesius, der Verband möge sich dem gemeinsamen Vorgehen anderer künstlerischen Vereinigungen, wie dem Verbands deutscher Architekten, der deutschen Kunstgenossenschaft usw. anschließen. Auch in-betreff des Submissionswesens, über das Fabrikant Wallheimecke aus Hannover berichtete, war man damit einverstanden, mit den in Tätigkeit befindlichen Ausschüssen anderer Verbände zu gemeinsamer Arbeit sich zu vereinen. Bei dem Bericht über die Wanderausstellungen erhob sich abermals eine große Debatte, die das Schicksal der nur für kleinere Vereine vorläufig nützlichen Einrichtung überhaupt zu gefährden schien, bis man sich aber schließlich doch auf ihr Weiterbestehen einigte. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Einheit des Beitrags der einzelnen Vereine zum Verbandsvorort von 20 auf 32 Mk. zu erhöhen, um den Verband mit reicheren Mitteln für besondere Aufgaben u. a. auch für die Wanderausstellungen auszustatten.

Ein neuer Ausschuß wurde sodann auf Antrag des Herrn Professor Osterrieth aus Berlin eingesetzt und war zur Beratung der Revision des Geschmacksmuster-gesetzes in Verbindung mit dem Deutschen Verein für Schutz des gewerblichen Eigentums und mit der Vereinigung für graphische Gewerbe. Auch soll der Reichs-verwaltung der Wunsch unterbreitet werden, durch eine internationale Hinterlegungsstelle für den Geschmacksmusterschutz hinzuwirken.

Nach der Mittagspause gab es zunächst einige kürzere Vorträge zu hören — der Vorsitzende des Magdeburger Kunstgewerbevereins, Stadtrat Sahn, sprach über das Mietshaus, Direktoralassistent Dr. Schmidt aus Magdeburg über die von einer Genossenschaft gegründete Gartenstadt Hopfengarten bei Magdeburg und Möbelfabrikant Lademann vom Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin über die Frage: Wie kann das Kunsthandwerk am schnellsten zu einer Tradition der Formen gelangen? — und dann setzte wieder eine große Redeschlacht ein, veranlaßt durch einen von Dr. Schmidt begründeten Antrag des Magdeburger Kunstgewerbevereins auf Stellungnahme zur Frage über die deutsche Schrift. Der Berichterstatter bat den Delegiertentag, nachdrücklichen Einspruch zu erheben gegen die Verdrängung der deutschen Schrift aus der Schule. Un-

gewöhnlich erregt plakten die Meinungen aufeinander, aber schließlich wurde der vorgeschlagene Antrag doch angenommen, allerdings mit kleiner Mehrheit. Dann wurde gegen die deutschen Briefmarken und den neuen Hundertmarkschein polemisiert und eine Eingabe an das Reichsschatzamt beschlossen, des Inhalts, daß die neue Banknote dem künstlerischen Empfinden unserer Zeit nicht entspräche. Für den Vorort des Verbandes berichtete Professor Dr. Lehnert aus Berlin über das Verhältnis des Kunstgewerbes zur Kalenderreform und auf Festlegung des Osterfestes. Die Versammlung sprach sich für Festlegung des Osterfestes nach dem 4. April aus, aber gegen eine Empfehlung des sogenannten Reformkalenders. Zum Orte des nächstjährigen Delegiertentages wurde Krefeld und als Zeitpunkt der 4. Mai gewählt. Mit Dankesworten an den Leiter der Tagung, Geheimrat Muthesius, sowie an den Schriftführer des Verbandsvorortes, Professor Dr. Lehnert, wurden die Verhandlungen geschlossen.

Am Abend vor dem eigentlichen Verhandlungstage hatte der Magdeburger Kunstgewerbeverein die Teilnehmer zu einem recht lustigen Begrüßungsabend in die gemütliche Lukasklause, während der Mittagspause am Sonntag zu einem Essen in den Ratskeller geladen. Der Abend des Verhandlungstages vereinte sie zu einem gemeinsamen Abendessen in der „Harmonie“. Am Montag wurden die neue Kunstgewerbeschule, der Dom, das Kaiser Friedrich-Museum besichtigt, und am Nachmittag eine Automobilfahrt nach der Gartenstadt Hopfengarten unternommen.

**Schlesischer Museumsverein.** Der Schlesische Museumsverein hielt am 21. März, dem Jahrestage seiner Gründung, im Vortragsaal des Schlesischen Museums seine erste ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Landestat a. D. Noack, erstattete den Bericht über das erste Vereinsjahr, erinnerte an die ersten vom Verein angekauften und dem Schlesischen Museum überwiesenen beiden Bilder „Frühlingsteigen“ von F. von Stuck und „Aufziehendes Gewitter“ von Toni Stadler und berichtete, daß der Verein gegenwärtig 120 Mitglieder zählt. Dem Kassenbericht des Schatzmeisters, Dr. Kurt von Eichborn, war zu entnehmen, daß die Einnahme im Jahre 1910 16 169,60 Mark und die Ausgabe 13 812,60 Mark betrug, so daß ein Bestand von 2 357 Mark verblieb. Dem Vorstand wurde nach Prüfung der Jahrestrechnung Entlastung erteilt. Die infolge der jahungsmäßigen Auslosung ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder Kaufmann Julius Brann, Alfred Hamburger und Dr. Wilhelm Korn wurden wiedergewählt.

### Museen

**Posen.** Der Berliner Privatdozent Dr. Karl von Wesendont überließ dem Kaiser Friedrich-Museum in Posen als Leihgabe einen Teil seiner Gemäldesammlung, um während der Dauer einer mehrjährigen Reise seine Schätze der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Das Museum dürfte nach Auswahl der Direktion etwa 50 Bilder, sowie einige Sobelins, Glasmalereien und Skulpturen einstweilen auf drei Jahre übernehmen. Die Bilder gehören zu den Beständen der von Otto von Wesendont, dem bekannnten Freunde Richard Wagners, gegründeten Sammlung, die nach dessen Tode dreifach geteilt wurde. Ein Grundstock von etwa 300 Bildern blieb als Familienanwartschaft erhalten und hat jetzt als Leihgabe in dem Provinzialmuseum zu Bonn Aufnahme gefunden. Die andere Hälfte wurde an die Erben verteilt und ging in den Besitz Karls von Wesendont und des Freiherrn von Bissing über. Für das Kaiser Friedrich-Museum in Posen ist die Ueberweisung um so bedeutungsvoller,



da in der Leihgabe die holländische Schule des 17. Jahrhunderts mit etwa 20 Bildern vertreten ist, und dadurch eine sehr wesentliche Lücke in den Beständen des Museums geschlossen wird. In der Raczyński'schen Fideicommisssammlung, die den Kern der Posener Galerie bildet, fehlen die alten Holländer gänzlich, und wenn die Wessendontsche Sammlung auf diesem Gebiet auch keine erstklassigen Werke aufweist, so sind die Arbeiten von Goyen, Saftleven, Adriaan van de Velde, Palamedesz, Weenix u. a. doch für Posen ein wertvoller Besitz. Neben den alten Niederländern, einigen Italienern und Franzosen des 17. Jahrhunderts enthält die Sammlung eine Reihe neuerer Meister, darunter mehrere Bilder von Böcklin, Makart und Lenbach. Von Böcklin findet sich außer einer kleinen Landschaftsstudie das bekannte „Schweigen im Walde“ in der Fassung von 1886 (eine Wiederholung in der Kunsthalle zu Hamburg). Da das Kaiser Friedrich-Museum bereits als Leihgabe eines heimischen Sammlers Böcklins „Hochzeitsreise“ besitzt, ist der Schweizer Meister jetzt in dem Posener Provinzialmuseum ungewöhnlich gut vertreten. Von Lenbach enthält die Sammlung ein Damenportät in kleinerem Maßstab, das den Meister von sympathischerer Seite zeigt, als das große Bildnis Ottos von Wessendont, das sich ebenso wie eine lebensgroße Studie nach Mathilde von Wessendont in der Leihgabe befindet. Weniger erfreulich vertreten ist Makart mit vier großen Dekorationsstücken, zwei Kinderfiguren und zwei große Panneaus „Des Meeres Gaben“, die wohl mit den 1870 für das Gräflin Hoyos'sche Palais gemalten *Abundantia*-Bildern in Zusammenhang stehen. Die Einordnung dieser Arbeiten und einiger Neuerwerbungen von Trübner, Hamacher, Ulrich Hübner, Meyerheim, Schuch u. a. hat eine Umräumung in den oberen Sälen des Museums zur Folge gehabt, bei der ein Teil der vorderen Seitensträume für die Galerie hergerichtet wurde. Haupt

**Troppau.** Dem letzten Bericht des Kaiser Franz Josef-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau (Schlesisches Landesmuseum) ist zu entnehmen, daß das Berichtsjahr besonders reich an Geschenken für das Museum und glücklich in Ankäufen seitens der Verwaltung war. An der Spitze der Geschenke steht die 1510 erbaute Tschendorfer Holzkirche, die wegen Bau-fälligkeit abgebrochen wurde. Ihr Inneres, d. h. die Verschalung der Wände und Decke wurde samt der Einrichtung nach Troppau überführt und im großen Saale des Erdgeschosses des Museums aufgestellt. Fast alle Details und Einrichtungsgegenstände der Kirche sind datiert oder genau datierbar. Wände und Decke sind vollständig mit aufschablonierten spätgotischen Mustern bemalt. Von den Inventarstücken ist ein vortrefflich erhaltenes Triptychon des 15. Jahrhunderts, eine in Holz geschnitzte Madonna mit Kind des 16. Jahrhunderts, eine Paramententruhe von 1521, ferner Hochaltar, Kanzel und Orgel aus dem 17. Jahrhundert zu erwähnen. Eine illustrierte Publikation der Kirche bereitet der Direktor des Museums, Dr. E. W. Braun, vor. Für die Ankäufe hat der Protektor des Museums, der regierende Fürst Johann II von und zu Liechtenstein, wieder entsprechende Mittel zur Verfügung gestellt, die bei der Versteigerung des Nachlasses von Viktor Gay im März und bei der Auktion Lanna in Berlin 1909 zu wichtigen Erwerbungen verwendet wurden. Auch zwei Gemälde schlesischer Künstler überwies Er. Durchlaucht, eine Spätsommerlandschaft von Adolph Dzadzila, und ein römisches Idyll von Heinrich Lentzschert, einem in Jägerndorf 1846 geborenen Maler, der in Rom lebt. Weitere Geschenke und Vermächtnisse sind zu verzeichnen von Frau Sidonie Traßler, Feldmarschall-Leutnant Weyrich, Baron Georg Beeß, Dechant Glabazna, Maler Haberl. Durch Ankäufe vermehrt wurden die Textildruckabteilung, die Gruppe schlesischer volkstümlicher Gegenstände, die Abteilung der Skulpturen, die keramische

Abteilung und die der Möbel und auch die Sammlung von Aquarellen schlesischer Bauernhäuser, hervorragender Bauten und bemerkenswerter Interieurs, die Adolph Dzadzila im Auftrage des Museums seit Jahren ausgeführt. Von Ausstellungen des Museums im Berichtsjahr sind zu erwähnen eine von Troppauer Lehrlingsarbeiten, eine Kollektion von photographischen Blättern aus der kgl. preussischen Meßbildanstalt zu Berlin, eine von Schülerarbeiten des H. Fachkurses für Holz und Marmorimitation, die Ausstellung der Neuerwerbungen und eine außerordentlich kostbare Sammlung der im Kunsthandel gesuchten und hoch bezahlten Porzellan-galanterien, d. h. von Dosen, Flacons, Necessaires, Messergriffen usw., die Herrn Dr. Paul von Ostermann in Darmstadt gehören; außerdem sämtliche graphische Arbeiten des Malers Dzadzila und in den Sommermonaten eine schlesische Handwerker Ausstellung, die der Troppauer Gewerbeverein veranstaltete, und deren historische Abteilung der Direktor des Museums übernommen hatte. Dieser übernahm auch die Stelle des nach Wien verjetzten Prof. Dr. Knaflitsch, der die ersten 4 Jahrgänge der vom Städtischen Museum zu Troppau herausgegebenen Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens redigiert hat, die Schriftleitung dieser Zeitschrift, und zwar mit der Absicht, der Kunstgeschichte Schlesiens in den kommenden Bänden mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bisher.

Der Bericht sieht auch schon den Umzug des Museums in die Räume des 1. Stockes vor, die seit 15 Jahren von der Schlesischen Handelskammer besetzt waren und jetzt von dieser verlassen werden. Sie sollen für die Zwecke des Museums umgebaut und neu ausgemalt werden. Dieser Zuwachs an Zimmern und Sälen bedingt eine vollkommene Neuaufstellung der Sammlungen, mit der die Anschaffung neuer Vitrinen Hand in Hand geht.

## Ausstellungen

**Breslau.** Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Eine uralte künstlerische Technik, die des Mosaiks, d. h. der Kunst, durch Aneinanderfügen kleiner, verschieden gefärbter Stücke aus Stein oder Glas Bilder für farbigen Raumschmuck zu gewinnen, ist seit einiger Zeit in Deutschland zu neuem, kräftigem und gesundem Leben wieder erwacht. Allenthalben sucht sie sich zu vervollkommen und neue Gebiete, besonders auch bei Profanbauten in der Außenwie Innendekoration zu erobern.

Wer sich davon überzeugen, die Technik selbst kennen lernen oder die Wirkungen ihrer verschiedenartigen Schöpfungen prüfen will, kann es in einer Ausstellung im Lichthofe unseres Kunstgewerbemuseums. Veranstalterin dieser Ausstellung ist die Deutsche Glasmosaikgesellschaft von Puhl und Wagner in Rirdorf, deren Vertretung für Schlesien das hiesige Glasmalerei-Institut von Adolph Seiler übernommen hat. Man kann sich günstigere Ausstellungsräume als den für derartige Nischenkartons und monumentale Mosaiken viel zu kleinen und nur mit Oberlicht versehenen Lichthof denken, aber schließlich ist die Direktion des Museums nicht instande, mehr zu geben als sie hat. Der Mangel eines geeigneten Ausstellungslokales für derartige Vorführungen, die von allgemeinem Interesse sind, und dieses, wie man sieht, auch in Breslau erregen, macht sich wieder einmal sehr fühlbar geltend. Doch das nebenbei! Ist man doch trotzdem der angedeuteten Schwierigkeiten, so gut es ging, Herr geworden.

Vier verschiedene Abarten der Mosaiktechnik kommen zur Vorführung: Glasmosaiken, Putzmosaiken, Mosaikverglasungen und Wandplattenmalerei.

Das Verfahren bei den Glasmosaikbildern besteht heute darin, daß eine Zeichnung in natürlicher Größe angefertigt und von dieser ein Negativ, also ein Spiegelbild

hergestellt wird, das man, den Konturen des Bildes folgend, in kleine, handliche Stücke zerschneidet. Auf diese Teile des Negativbildes werden die einzelnen 1 bis 2 Zentimeter großen, bunten, undurchsichtigen Glasstückchen mit einem in Wasser leicht löslichen Klebstoff den Linien und dem Kolorit der Vorlage entsprechend aufgeklebt. Das undurchsichtige bunte Glas wird in 1 Zentimeter dicken Platten hergestellt und mittels eines Hammers mit breiter Schneide auf einem in ebensolche Schneidfläche auslaufenden, in einem Holzstod steckenden Keil eingeschlagen, wohl auch auf einer Drehscheibe noch abgeschliffen. Die einzelnen Teile des so durch Aufkleben der Glasstifte gewonnenen Bildes werden an Ort und Stelle in frisch angetragenen Mörtel, der aus Kalk, Sand, Marmorstaub und Ziegelmehl, zuweilen auch mit einem Zusatz von Zement besteht, eingedrückt. Nach Entfernung des Papiertes durch Abwaschen tritt dann das nicht mehr negative, sondern positive Mosaikbild zutage. Der Hauptunterschied zwischen der jetzigen und der früheren Mosaikarbeit ist also der, daß die alten Meister mühsamer Kunst an Ort und Stelle arbeiteten, während die heutigen Mosaiken sozusagen durch drei verschiedene Hände gehen. Ein Künstler entwirft das Bild, ein zweiter führt es, wie beschrieben, im Atelier in Nirtdorf aus und ein dritter fügt es in Nischen oder sonstwo in die Wand, für die es bestimmt ist. Daß es Fachleute gibt, wie z. B. Karl Me in München, dem wir bei Beschreibung der jetzigen Arbeitsmethode gefolgt sind, die das alte Verfahren als künstlerischer vorziehen, soll nicht verschwiegen werden. Indes die Werkstätten, italienische und deutsche, die seit Salviati, dessen Anstalt in Murano 1859 begründet wurde und der die „Arbeit von rückwärts“ einführte, mit der musivischen Kunst sich beschäftigen, arbeiten alle in dieser Art. Dr. Salviati hat übrigens das Mosaik an der Berliner Siegessäule ausgeführt, dessen Karton von Anton von Werner das Museum der bildenden Künste in Breslau besitzt. Ihm nachstrebend wurde Ende der 80er Jahre die Deutsche Glasmosaikgesellschaft von Puhl und Wagner gegründet, die sich aber von dem italienischen Einflusse unabhängig machte, u. a. auch darin, daß sie sich das in ihrem Betriebe verarbeitete Material selbst anfertigte. Gegenwärtig ist sie unstreitig die bedeutendste in Norddeutschland. Künstler wie Schaper in Hannover, Seliger in Leipzig, Sußmann und Goller in Dresden, Oetken, Pfannschmidt und Weder in Berlin haben Entwürfe und Kartons für sie geliefert. Der Mosaikschmuck der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und des Domes in Berlin, der Elisabeth-Keminate auf der Wartburg, der Erlöserkirche in Homburg v. d. H., die Wiederherstellung der Mosaiken in der Palastkapelle der Nacher Kaiserpfalz Karls des Großen, wie die Mosaikverzierung der Kapelle des Kaiserschlosses in Posen wurden, um nur Aufträge der letzten drei Jahre zu nennen, ihr übertragen. Von allen diesen Arbeiten sind teils Photographien, teils Kartons, teils fertige Mosaiken ausgestellt, unter letzteren auch Kopieen von Meisterwerken des Glasmosaiks aus frühchristlicher Zeit, so ein gewaltiger Pauluskopf aus S. Cosma e Damiano in Rom und zwei Heilige aus S. Vitale in Ravenna.

Es ist klar, daß die rückwärts schauende Architektur, namentlich Schwächstens, wie sie von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin an bis zum Kaiser-Schloß in Posen in die Erscheinung tritt, den Anstoß zu der Wiederbelebung der Mosaikkunst bei uns gegeben hat. Aber sie ist bei diesen Aufgaben nicht stehen geblieben, von Altar und Thron gewissermaßen herabgestiegen und hat den Weg ins Profanhaus gefunden, in Rathhaus- und Warenhaushallen, in Repräsentations- und Wohnräume, in Dielen, Wintergärten und Badestuben, wo das Mosaik als Bekleidung ganzer Flächen oder als Einlage in Marmor, Fuß usw., auch als Ummantelung von Säulen, als Kamin oder auch Möbeleinlagen Verwendung findet.

Die neue Technik des Bukmosaiks hat auch in Breslau schon Eingang gefunden. Eine der größten bisher hierin ausgeführten Arbeiten ist die für den großen Saal des hiesigen St. Elisabeth-Vereinshauses auf der Gräblichenerstraße. (Siehe Schlesien IV, S. 343.)

Die Eigenart der Mosaikverglasungen besteht in ihrer Doppelwirkung. Einmal kommen die darin hergestellten Fenster wie jede andere Glasmalerei, also in der Durchsicht zur Geltung, haben aber vor derartigen Fenstern den Vorzug voraus, daß sie auch bei auffallendem Licht, also auch bei dunklem Hintergrunde eine künstlerische Wirkung ergeben. Diese Mosaikverglasungen eignen sich also besonders für Fenster von Räumen, die nicht nur am Tage, sondern auch bei künstlicher Beleuchtung benutzt werden.

Die ferner gezeigte Plattenmalerei ist eine Erfindung des bekannten Glasmalers Professor Goller in Dresden. Es handelt sich hierbei um eine kachelartige Verwendung von Gold- und Silbergläsern. Wie aus den Mustern zu ersehen, lassen sich durch ein silhouettenartiges Aussparen der darzustellenden Ornamente und Figuren und Abdecken des Grundes mittels einer schwarzen eingebraunten Farbe besonders bei auffallendem Lichte sehr schöne Effekte erzielen.

Ganz und gar in das Gebiet der Fliesen und Kacheln gehören endlich die sogenannten Mosaikfliesen. Diese überaus reichen und prächtigen Stücke können natürlich nie dazu dienen, ganze Wandflächen zu bekleiden. Sie sollen vielmehr nur als schwügende Einlagen Verwendung finden, in der Art, wie sie oben angedeutet wurde.

Daß eine derartige Erweiterung des Arbeitsgebietes des Mosaiks nur von größerem Vorteil ist für die Herstellung des Materials, die Uebung in der Technik, die Gewandtheit der ausübenden Kräfte, ist klar. Die Firma versichert aber auch, daß die Kosten jetzt kein Hindernis mehr für die Verwendung des Mosaiks sind, während bisher allerdings mit dem farbenstrahlenden und goldglänzenden Mosaik der Begriff höchsten Prunktes verbunden war.

**Berlin.** Die Neue Sezession hat ihre zweite Ausstellung eröffnet. Darob eine große Entrüstung im Blätterwald. Die Kritik tut so, als ob diese jungen Leutchen einen wahren Herensabbath angerichtet hätten. Dabei wird nur nicht unterschieden zwischen jener handvoll bluffender Kunstgigerl, die wie Heckel, Kirchner, Segall usw. das *épater le bourgeois* aufs Panier geschrieben haben, und jenem immerhin vorhandenen Rest, der getrost in der alten Sezession hängen könnte. Pechstein hat ein Mädchenporträt da, das mit wenig Mitteln überzeugend gemacht ist. Wer so etwas kann, ist unbedingt ernst zu nehmen. In einem silbernen Relief von ihm steckt neben einer köstlichen handwerklichen Gestalterfreude eine selten sinnliche Friße. Nolda, der sich durch seinen törichtigen Brief an Liebermann diskreditiert hat, ist mit zwei Porträts vertreten, die auch der gelten lassen muß, der seine Christuskomposition energisch ablehnt. Müller-Steglich hat zwar keine originelle Kraft, verfügt aber über einen — unter unseren Malern gar nicht so oft vorhandenen — gewählten Geschmack. Und Cesar Klein ist unter den Sezessionen keineswegs der schlechteste. Man darf getrost die Hälfte der Pechsteinjünger preisgeben, schließlich bleibt wohl ein halbes Duzend Bilder, das des Sehens wert ist. Und bei der heute beliebten fixen Ausstellungsmacherei zählt doch ein halbes Duzend schon. Westheim

\* \* \*

In verschiedenen Stellen gab es auch Gelegenheit, über die moderne Glasmalerei nachzudenken. Gottfried Heimersdorff und J. Schmidt hatten fast gleichzeitig unter Heranziehung einer beträchtlichen Künstlerchar Werkstättenausstellungen veranstaltet. Die Frage, wie weit es unseren Glasmalern gelingt, sich einzuordnen in den gegebenen Architekturrahmen, wie weit sie das

Raumproblem erfaßt haben, läßt sich ja hier, wo jedes Stück aus seiner Umgebung herausgelöst gezeigt werden mußte, nicht verfolgen; der erfahrene Beobachter weiß aber, daß die jüngeren Kräfte schon mit Bewußtsein über die Fläche hinaus dem Raum zustreben. Für die Lösung von monumentalen Aufgaben fehlt es noch immer an überzeugenden Taten. Ein Christus von A. Gußmann hatte starke Stimmungsgewalt. Und diese Stimmung war durchaus gewonnen aus dem auf schwere, grünliche und bläuliche Töne gestimmten Kolorit der Gläser.

Wichtig, namentlich durch die energische Linienführung, waren außerdem noch die Fenster, die Thorn-Pritter für den neuen Bahnhof in Hagen entworfen hat. Thorn-Pritter, der sich damit zum ersten Mal und vielversprechend an die Glasmalerei heranwagt, findet hier im Material, im straffen Gefüge der Bleilinen gesunde Hemmungen, die seinen grüblerischen Geist vom Spekulieren und Spintifizieren abzuhalten scheinen.

Kleinere, wohlgeratene Scheiben, denen auch das Bürgerhaus sich wieder etwas öffnen dürfte, findet man schon häufiger. Lehmann-Steglich, Becker-Tempelburg, Pollog, Unger, Goller und Böld haben jeder auf eigene Weise Kompositionen geschaffen, die nicht nur in Glas übersekte Graphik sind. Leider wollen die stofflosen Zeichnerarbeiten noch immer nicht ganz verschwinden. Eine Entwicklung, die darauf abzielt, den neuen Kolorismus, der sich die am Impressionismus geschulte Malerei errungen hat, auf die Glasmalerei zu übertragen, kündigt sich in den neuesten Arbeiten von César Klein an (ein paar Proben davon sind im Hotel „Vier Jahreszeiten“ in Breslau zu sehen). Er hat seine Palette an Cézarne erzogen; hat dessen Leuchtkraft und Fähigkeit in der Farbe zu Buntglaswirkungen verarbeitet, die nun wie Fanfarentlänge durch den Raum schmettern.

Westheim

### Von der Goldschmiedekunst auf der Brüsseler Weltausstellung

Von Herrn Goldschmied Richard Schöder, Lehrer an der städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Breslau, erhalten wir folgenden Bericht über seine Eindrücke auf der vorjährigen Brüsseler Weltausstellung, der auch jetzt wohl noch auf Interesse rechnen darf.

Wie vor zehn Jahren in Paris, so fand ich auch in Brüssel wieder, daß in den Gebilden der Kleingoldschmiedekunst die Franzosen das höchste geleistet haben. Technische Schwierigkeiten sind ihnen anscheinend unbekannt. Sobald ein genialer Gedanke des Entwurfs aufleuchtet, stehen seiner Verwirklichung alle Mittel zur Verfügung! Aber auch nur so, ohne alle Engherzigkeit, lassen sich Schöpfungen erzielen, wie sie Lalique und seine Fachgenossen ausgestellt haben. Und wie waren diese Sachen ausgestellt! Lustig und duftig zitterten die Orchideenblüten, die Libellen und Falter in prachtvollen, zarten Farben emailliert, mit Steinen vom reinsten Wasser ausgefaßt auf durchsichtig feinen weißen Geweben.

Trotz des Aufschwunges im Geschmack verwendet man immer noch mit großem Gluck naturalistische Motive; aber auch streng stilisierte Sachen, jedoch ohne alle unympathischen Härten, waren vorhanden. Das Wesen des Schmuckes haben ohne Zweifel die Franzosen am besten erfaßt. Vergleicht man die Erzeugnisse der deutschen Goldschmiedekunst mit denen der Franzosen, so können wir den Unseren den Vorwurf einer gewissen Nüchternheit nicht ersparen. Anmutig heiter, farbenfroh, immer graziose Linien zeigend, präsentiert sich der französische Schmuck.

Sehr feine Arbeiten hatten auch die belgischen Goldschmiede ausgestellt. Das Hauptstück war zweifellos die vielerwähnte, in Platina und Brillanten ausgeführte Nachbildung des Rathhauses von Brüssel. Ueber 45 000 Brillanten fanden hierbei Verwendung. Besonders

schön ist der figurale Schmuck der Fassade in seiner Kleinheit ausgeführt. Dank dem hohen Schmelzpunkte des Platina konnte die Feuersbrunst dem Kunstwerk keinen großen Schaden zufügen, man fand daselbe unverfehrt, nur etwas vom Rauch geschwärzt, wieder vor. Außer diesem Paradestück waren in derselben Abteilung noch viele andere Sachen zu sehen, in Arbeit und Material gleich kostbar. Prachtvolle Anhänger in Brillanten mit Rubinen, Smaragden, Saphiren, Aquamarinen usw., Kolliers aus echten Perlen mit sehr fein gearbeiteten Schloßern und Zwischenstücken, alles meist in ruhigen, vornehmen Formen gehalten. Auch unausgefäzte, unfertige Goldschmiedearbeiten, die so recht die große Zauberkeit der mühevollen Technik erkennen ließen, waren ausgestellt. Selbst jeden Nichtfachmann interessierten ganz speziell diese Sachen in hohem Grade. Auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst fand ich die weitaus besten Arbeiten in der holländischen Abteilung, in Form sowohl als auch in der Ausführung. Mittels der wunderbaren Mattierung des Sandstrahlgebläses hatten die Goldschmiede hier verblüffende Wirkungen erzielt. Aber auch die in derselben Abteilung vorhandenen Kleingoldschmiedearbeiten zeigten künstlerische Eigenart und tadellose Ausführung, die an die Routine der Franzosen erinnerte. Ausnehmend gut war auch die englische Goldschmiedekunst vertreten, die in ihren aparten Arbeiten den Hochstand des Kunstgewerbes jenseits des Kanals zeigte.

Während die besten Edelschmiedearbeiten der Franzosen und Belgier, zum Teil auch die der Engländer reichen Schmucksteine aufweisen, verwandten die deutschen Goldschmiede Schmucksteine nur in beschränktem Maße; die so feinen, immer festlich wirkenden Weißjuwelen, die besonders den Brüsseler Juwelieren zu ihren großen Erfolgen verholfen haben, fehlen fast ganz. Es mag daran liegen, daß unseren Kunstgewerblern, welche sich auf so vielen Gebieten gleichzeitig betätigen, die edle und diffizile Kunst des Fassens der Steine nicht genügend bekannt ist. Nicht genügende Kenntnis der ziemlich komplizierten, vielverzweigten Goldschmiedetechnik und ihrer Möglichkeiten führt nur zu leicht zur Unterschätzung und damit zur Entgleisungen ganz komischer Art.

Wenn wir auch schließlich die Darbietungen der deutschen Schmuckkunst nicht ganz einwandfrei fanden, so dürfen wir doch den deutschen Silberschmieden uneingeschränkt vollste Anerkennung zollen. Die prachtvollen Geräte, Pokale, Tafelaufsätze, Kaffeeten usw. hatten auf der ganzen Ausstellung kaum ihresgleichen; einige hervorragende Arbeiten der Engländer und ein paar sehr schöne, wunderfein ziselirte Schalen und Gefäße des französischen Salons für Kunst und Dekoration standen vielleicht auf gleicher Höhe. Gut vertreten waren folgende Städte: München, Berlin, Dresden, Darmstadt, Augsburg, Nürnberg, Heidelberg, Düsseldorf usw. Die schön getriebenen Arbeiten von Professor Riegel sind auch in Breslau bekannt; eine Kollektivausstellung derselben fand vor einiger Zeit im Kunstgewerbemuseum statt.

Sehr interessant waren auch die Ausstellungen der Fach- und Fortbildungsschulen von Belgien und Frankreich. Die Fachklasse für Goldschmiede der Stadt Paris fand natürlich mein besonderes Interesse. In anerkannter Ehrlichkeit waren da neben sehr guten Arbeiten auch die ganz unbeholfenen Versuche der Anfänger ausgestellt, so daß man ersehen konnte: Auch in Paris fällt kein Meister vom Himmel und überall auf der Erde können nur Fleiß und Beharrlichkeit zum Erfolge führen — wenn nicht durch allzu ungünstige Verhältnisse ernstliche Hemmungen eintreten.

In allen Fachschulen herrscht naturgemäß das Bestreben, ganz speziell die Technik zu üben, während in Kunstgewerbeschulen vorzugsweise die Form berücksichtigt wird. Der Lehrer der Pariser Fachklasse hatte solche Formen zur Ausführung gewählt, die aufsteigend immer größere technische Schwierigkeiten ergaben, und



die gegenwärtig herrſchende Mode nur wenig berückſichtigt. Und mit Recht, denn ehe die Arbeiten, die bei der Angeübtheit der Schüler ſehr viel Zeit in Anſpruch nehmen, fertig ſind, iſt längſt wieder eine andere, kunſtgewerbliche Parole ausgegeben. Wer aber die Technik ſouverän beherrſcht, iſt immer befähigt, jeden Entwurf, den eigenen wie den fremden auszuführen.

### Spitzen auf der Brüsseler Weltausstellung

Ueber die Abteilung der Spitzen auf der Brüsseler Weltausſtellung ſendet uns Fräulein M. Bardt, Mitinhaberin der Schule für künſtleriſche Nadelſpizen folgenden intereſſanten Bericht:

Naturgemäß traten die Leiſtungen der belgiſchen Spitzenarbeiterinnen in den Vordergrund; es war intereſſant, die beſten Arbeiten der verſchiedenen belgiſchen Firmen zu vergleichen. In Anbetracht der alten Tradition und des großen Rufes, den die Brüsseler Spitzen beſitzen, mußte man aber ſehr enttäuscht über die heutigen Leiſtungen ſein. In einem ziemlich großen Raume waren recht vorteilhaft eine Unmaſſe Nadel- und Klöppelſpizen aufgeſperrt. Man fand bald einige ſehr ſchöne alte Muſeumsſpizen heraus, alles Neue dagegen waren Nachahmungen der alten Arbeiten. Doch fehlten dieſen die Intimität und die Akkuratheit der Vorbilder. Einen eigenen Gedanken, ein Arbeiten an der Weiterentwicklung der Spitze ſah man nirgends.

Wie ich in Brüssel erfuhr, iſt man auch an maßgebender Stelle über dieſen Rückgang der Induſtrie entſetzt und verſucht ſie nun zu heben. Nach dem Vorbilde des „Deutſchen Vereins für ſchleſiſche Spitzenkunſt“ wurde im Sommer unter dem Protektorat der Königin von Belgien ein ähnlicher Verein gegründet: „les amies des dentelles“. Seine Ziele ſind: durch gute Lehrkräfte die Leiſtungsfähigkeit der Arbeiterin techniſch wie künſtleriſch und dadurch auch die Arbeit zu heben.

Im „maison de la ville de Brüssel“ ſah ich einige Schülerarbeiten der Kunſtgewerbe-Schule für Spitzen, doch waren ſie im „Jugendſtil“ der Wiener Schule vor ungefähr 10 Jahren gehalten. Im „maison des travaux féminins“ ſah man Spitzenarbeiterinnen bei der Arbeit. Und hier ſah ich tatſächlich die Maſchinenbändchen aneinanderſetzen und mit Maſchineneinſätzen verbinden, die man in der Stadt faſt in allen Schauſtufen der Spitzengeſchäfte als „dentelle véritable“ angeboten ſieht. Das ſind dann die „billigen Brüsseler Spitzen, die ſo viel billiger ſind als die deutſchen“!

Das Land der älteſten Spitze, Italien, hat in Brüssel gezeigt, was es vor einigen hundert Jahren leiſten konnte. Es hat Arbeiten ausgeſtellt von einer Feinheit der Zeichnung und der Technik, die man nur ſtaunend bewundern kann. Aber auch die neueren Spitzen zeigen techniſch prachtvolle Arbeiten, es ſind ſehr gute Kopien der alten Muſeumsſtücke. Wenn Italien auch keine forſchrittlichen Spitzen gebracht hat, ſo hat es ſich doch auf der erworbenen Höhe gehalten und die italieniſche Spitze iſt wirklich ein Kunſtwerk geblieben.

Auch die Spitzen, die Frankreich ausgeſtellt hatte, waren in der Hauptſache Nachahmungen der alten Spitzen. Außerdem aber konnte man hier die Verwendung der Spitzen, hauptſächlich in Decken, ſehen. In Leinen eingefeßt, mit Stidereien und Durchbrüchen verbunden, wurden ſchöne Wirkungen erzielt. Beſonders reizvoll waren die Verwendungen verſchiedener Spizentechniken in einer Decke. Auch Klöppelſpizen in bunter Seide waren hier ausgeſtellt. Farbige waren ſie ſehr ſchön, nur fehlt ihnen die Leichtigkeit der weißen Spitze. Sie erinnern mehr an Poſamenten.

England brachte in den alten Techniken der Honiton-(Klöppel) Spitze, des Limmerit (Tülldurchzug) und der carric-macross (Stoff auf Tüll ſeſtoniert, die Zwischenräume mit Spitzenſtichen ausgefüllt) wundervolle Arbeiten im alten Stil.

Von der gehäkelten iriſchen Spitze dagegen war ein modernes Kleid ausgeſtellt. In der Raumberteilung, in der Wechſelwirkung zwiſchen ſchweren dichten Formen mit ledernen war es wundervoll, ebenſo in der Technik. In Deutschland ſpielt ja die handgearbeitete Spitze als Induſtrie nicht eine ſo große Rolle wie in den vorgenannten Ländern. Um ſo mehr muß man die Leiſtungen bewundern.

Die Muſterklöppelſchule in Schneeberg ſieht entſchieden im Vordergrund. Als ſtaatliches Inſtitut hat ſie die Mittel, wirklich nur tadelloſe Arbeiten herſtellen laſſen zu können. Und techniſch tadelloſe waren alle Arbeiten. Die Muſter waren zumeiſt auch Anlehnungen an ſchon vorhandene, doch waren in einigen auch ſchon eigene Gedanken zu bemerken. Dieſe Arbeiten kann man wohl als typiſch ſächſiſche Spitzen bezeichnen. Die Spitzen waren in einer großen Vitrine gut überſichtlich ausgeſtellt.

Das ſehr unvorteilhafte Arrangement der ſchleſiſchen Spitzen hat ihnen ſehr geſchadet. Im Textilienraum der Kunſtgewerbe-Abteilung waren ſie zwiſchen Puppen und bunten Kinderkleidchen auf blaugrauen Nupfen aufgeſteckt. Daß ſie trotzdem Beachtung gefunden haben zeigt ein Artikel in der „Revue moderne, Paris“. In dieſem wurde über die Schulen für künſtleriſche Nadelſpizen geſchrieben: „Wir finden hier Spitzen, wie man ſie nicht in Italien, Frankreich oder Belgien macht. Es ſind ausgeſprochen deutſche Spitzen.“

Wichtiger für die Induſtrie iſt in Deutschland ja die Maſchinenspitze. Aufſehererregend waren meiner Anſicht die Zeichnungen ſowie die Ausführungen der königlich ſächſiſchen Kunſtſchule für Textilinduſtrie in Plauen. Die Zeichnungen waren ſein beobachtete Studien nach der Natur, und nach dieſen Studien ſind ſehr gute ſelbſtändige Spitzen gearbeitet worden, die nicht, wie die anderen Maſchinenspizen, in Muſter und Technik die Handſpitze imitieren wollen.

Wenn Deutschland auch quantitativ mit ſeinen Spitzen zurücktreten mußte, ſo konnte es doch qualitativ mit allen anderen Ländern konkurrieren.

### Schleſiſche Künſtler

Bei dem Wettbewerbe um das Bismarckdenkmal auf der Elſenhöhe bei Bingerbrück hat das Preisgericht, deſſen Spruch hiñſichtlich der verteilten Preiſe übrigens ſo befehdt wurde, daß wahrſcheinlich ein neues Preis-ausſchreiben erfolgen wird, den gemeinſchaftlichen Entwurf Hans Boelzig-Theodor von Goſen zum Ankauf empfohlen. Von dem Direktor der Breslauer Kunſtſchule Profeſſor Boelzig ſtammt der architektoniſche, von Profeſſor von Goſen, Lehrer an der genannten Anſtalt, der plastiſche Teil des Entwurfs.

Die beiden Malerbrüder, Georg und Raffael Schuſter-Woldan, haben jezt kurz nach einander den Profeſſorentitel erhalten. Während von dem jüngeren in Striegau geborenen Bruder Raffael in unſerer Zeitschrift ſchon öfter die Rede war, zeigen wir von Georg Schuſter-Woldan zum erſten Male ein Werk, das vortreffliche Kinderbildnis in Beilage Nr. 29, das der Künſtler ſo freundlich war, auf unſere Bitte hin uns zu ſenden.

Georg Schuſter-Woldan iſt 1864 in Nimptſch geboren und hat nach Beſuch des Liegnitzer Gymnaſiums ſeine künſtleriſche Ausbildung in Stuttgart, Frankfurt a. M. und München gefunden, wo er auch heute noch als Meiſter tätig iſt. Märchenbilder und Kinderporträts ſind ſeine Hauptſtärke. Seine Kunſt iſt gemütvoll und kerngeſund.

Profeſſor Raffael Schuſter-Woldan hat übrigens jezt auf Einladung des preußiſchen Kultusminiſteriums in der Villa Falconieri in Rom Wohnung genommen, die alljährlich einem Künſtler zu Studienzwecken zur Verfügung geſtellt wird.





Laubengang  
Nach einem Gemälde von Otto Feld

### Otto Feld †

(Siehe Beilage Nr. 30)

In den rauhen Märztagen dieses Jahres vernichtete der Tod das Leben eines Künstlers, dessen Ruf zwar nicht das Echo einer ganzen Welt erweckt hat, dessen Wirken aber doch im heimatlichen Kreis von Segen war und eine Würdigung aus Freundes Mund verdient.

Am Morgen des 23. März erlag der Maler Otto Feld in der eben bezogenen Villa zu Neubabelsberg bei Potsdam einem Herzschlag nach knapp zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre. Er stammte aus einer angesehenen Breslauer Familie, sein Vater, Liliensfeld, war Gründer und Leiter einer lithographischen Kunstanstalt, deren Werkstatt dem jungen Otto wohl die erste Anregung zu zeichnerischen Versuchen gegeben hat. Im Elternhause wurde auch die Liebe zur Musik gepflegt, und der heranwachsende Gymnasiast hat, mit einer wohlklingenden Stimme begabt, in manchem Kirchenchor aus Freude an künstlerischer Betätigung mitgewirkt. Daß er aber auch schon im jugendlichen Alter ernstem wissenschaft-

lichen Beschäftigungen zuneigte, beweist sein Streben, in Gelehrtenkreisen Anschluß zu finden. So kam der Jüngling in das Haus des berühmten Botanikers Ferdinand Cohn, der damals an seiner welkbewegenden Entdeckung der Pflanzen-Bakterien arbeitete. Dieser Forscher und der noch ganz unbekanntes Wollsteiner Arzt Robert Koch, der die ersten wunderbaren Ergebnisse seiner scharfsinnigen Beobachtung von Kleinlebewesen dem Meister zutrug, riefen, da die Photographie der Wissenschaft noch nicht zu Diensten stand, den jungen Freund zu Hilfe, und Otto Feld entwarf nach den Angaben des Gelehrtenpaars und in verständnisvollem Erfassen des schwierigen Problems die ersten Zeichnungen jener Infusorien und Bakterien, denen die beiden genialen Schlesier auf die Spur gekommen waren.

Der Jüngling war sich des historischen Moments, wobei er freilich nur als technischer Hilfsarbeiter mitgewirkt hatte, kaum bewußt, dennoch hat der tiefe Einblick in das zauberhafte Schöpfungswerk der Natur sein Fühlen und Denken stark beeinflusst und ihn zu einem scharfsinnigen

Grübler und geistvollen Kritiker gemacht — zwei Charakterzüge, die dem werdenden Künstler grade nicht förderlich waren.

Der künstlerische Drang regte sich indessen kräftig genug in ihm, um seinem Lebensgang den Weg vorzuzeichnen. Er begab sich zur Ausbildung nach Berlin, wo aber die Lehrjahre in der Akademie mit ihrem trocknen, pedantischen Schulunterricht ganz zwecklos verloren gingen. Er wandte sich nach einigen Jahren qualvollen Bemühens nach München.

Hier stellte die Freilichtmalerei und ihre ersten Lastversuche einer alles verschleiernden weißen Nebeltünche die aufstrebenden Talente vor neue Aufgaben. Hier schuf Otto Feld seine ersten, dem Zeitgeschmack entsprechend wie in Mehl eingeweizten, aber doch schon naturtreuen Landschaften und Innenraumbilder. Ein glücklicher Entschluß trieb ihn dann nach Paris, wo er im Vamptkreis der großen Impressionisten zur Beschränkung und Vertiefung der ihm eigenen Begabung gelangte und mit ehrlichem Fleiße auch sein technisches Können erweiterte.

So ausgerüstet kam er Mitte der neunziger Jahre nach Berlin und durchstreifte die Mark, deren spröde Reize er in hingebungsvoller Arbeit auf die Leinwand zubannen wußte. Er liebte die Melancholie der menschenfremden Einsamkeit, das herbstliche Absterben der Natur, traf aber auch mit feinsten Farbengebung den überzarten Sonnenhauch des langsam erwachenden Vorfrühlings.

Otto Feld war ein sensibler Lyriker der Palette.

Auch bei Versuchen in der Portraitmalerei ließ er sich mehr von Stimmungsgefühlen leiten, als von der Absicht, individuelle Züge herauszuarbeiten. Deshalb wurde ihm beim Portrait zum Nachteil, was ihm bei der Landschaft zugute kam, die lyrische Durchdringung des Gegenstandes.

Ihm gelang die Befehlung einer targen, fast stumpfen Einöde, die träumerische Verklärung der nüchternen, form- und farblosen Ebene. Und die dürre Pflanzenwelt eines unfreundlichen Sandbodens, den leblosen Tümpel in jumpfigem Gelände, die eintönige Baumreihe eines verlorenen Waldwegs umwoh er mit einem märchenhaften Zauber ergreifender Stimmung, und so verwandelte er bei gewissenhaftem Festhalten an der erschauten Natur eine armselige, unscheinbare Wirklichkeit in goldne Poesie.

In den Ausstellungen der Berliner Sezession, zu deren Mitglied er gewählt wurde, bildeten seine stillen, beschaulichen Landschaften einen Ruhepunkt im Gewühl der bewusst auffälligen, grellen Schöpfungen moderner Kunst.

So sanft und begütigend Otto Feld den Pinsel führte, so kritisch und sarkastisch war er in seiner Lebensanschauung. Er betrachtete das Spiel des Schicksals, dem der Einzelne und die Gesamtheit unterworfen, mit der durchdringenden Objektivität eines Forschers, und kam zu einer sehr bitteren Auffassung des Weltbilds, in der ihm nur Ironie und strenge Selbstzucht über die Abgründe pessimistischer Verzweiflung hinweghalfen. Am schonungslosesten war er gegen sich selbst. Das langsame Fortschreiten seiner künstlerischen Ausreise stimmte ihn höchst unzufrieden.

Sein Eifer drängte ihn zu Betätigung in anderen Formen. In Erinnerung an die eigene, künstlerisch mißleitete Jugend stellte er sich mit unter die Ersten als Vorkämpfer für eine Reform des Zeichenunterrichts in den Schulen. Er gründete unter Beihilfe von Fritz Stahl, dem Kunstkritiker des Berliner Tageblatts, und der Kunstschriftsteller Max Osborn und Wilhelm Spohr eine Vereinigung: „Die Kunst im Leben des Kindes“ und trat in Wort und Schrift, die ihm in gleicher Weise ergiebig zur Verfügung standen, für die Erziehung des Kindes zu ästhetischer Verinnerlichung ein. Er predigte eine Morallehre in dem höheren Sinne einer abgeklärten Liebe zur Kunst.

Er brauchte nur einen Schritt weiter zu tun, um dem von Bruno Wille angeregten Rufe: „Die Kunst dem Volke“

einen breiteren Boden zu schaffen. Otto Feld fügte zu den Theateraufführungen, die vielen Tausenden unbemittelter Arbeiterfamilien das Reich der Dichtkunst erschlossen, vollstündliche Ausstellungen von modernen Bildwerken. Als gewandter Redner und überaus geschickter Führer durch das Gebiet der Gegenwartskunst verstand er es, dem ganz und gar kunstfremden Volke das Wesen und das Ziel der neuen Maltechnik und den Genuß an ihren hervorragendsten Schöpfungen lebendig zu machen. Er begriff die hehrste Aufgabe der Kunst, erhebend und verjöhnend zu wirken, und wurde ihr opferwilliger Verkünder. Der Mangel an mitwirkenden Fachleuten führte die schönen Bestrebungen zu einem verfrühten Abbruch, doch war der Erfolg so nachhaltig, daß man in kurzer Zeit mit neuen Kräften die Fortsetzung versuchen wird. Die flüssige Rede und die überlegene, kritisch-witzige Denkwiese machten Otto Feld zu einem beliebten Gesellschaftler. Durch seine Verbindung mit einer jungen Schlesierin, die ganz wie seine Landschaften einen stillbeschaulichen, träumerischen Charakter aufweist, glaubte er auf gefestigter Grundlage die Fortbildung seiner Kunst fördern zu können. Da aber, grade in den erwartungsvollsten Tagen seines Lebens, packte ihn der eiserne Griff des Todes. Lange, bevor es die Gattin und die Freunde ahnten, ihm selbst aber längst bewußt, hatte schon ein inneres Leiden seine Energie gelähmt. In heißem Ringen um die Zukunft suchte er den feindlichen Angriff zu überwinden, es war ein langer, heimlicher verzweiflungsvoller Kampf, dem er ganz plötzlich erlag.

So wurde Otto Feld in die Erde des Vorfrühlings gebettet, er, der den Vorfrühling so zart und innig im Bilde festgehalten hat, er, der selber noch im Vorfrühling seines künstlerischen Schaffens stand. Wir trauern um einen ersten Künstler und um einen klugen Menschen.  
Sigmund Mehring

## Wettbewerb

Die Aktiengesellschaft Breslauer Zoologischer Garten hatte unter den deutschen Architekten und Gartenkünstlern einen Ideen-Wettbewerb zur Bebauung des früheren Rennplatzes in Scheitnig ausgeschrieben. Dieser Platz wird durch den Grüneicher Weg in zwei Teile zerschnitten; der südlich des Weges soll mit einem zu errichtenden großen Restaurationsgebäude zur Vergrößerung des Zoologischen Gartens dienen, der nördlich des Weges als ständiges Ausstellungsgebäude mit der vom Stadtbaurat Berg entworfenen massiven großen Ausstellungshalle. Die zweckmäßige und auch in künstlerischer Beziehung wirkungsvolle Aufteilung des Ausstellungsgebietes für Ausstellungszwecke und des Geländes der Erweiterung des zoologischen Gartens für dessen Zwecke unter geschickter und zweckmäßiger Gruppierung der Gebäude zu einander war die Hauptaufgabe des Wettbewerbes. Bei der Aufteilung des Ausstellungsgebietes war darauf Rücksicht zu nehmen, daß dies Gelände auch in Zukunft größeren Volksfesten mit ihren sportlichen Veranstaltungen und zur Aufnahme ihrer provisorischen Bauten zu dienen vermag. Es ist deshalb jedenfalls ein großer einheitlicher Spiel- und Sportplatz von mindestens 25000 qm mit Tribüne vorzusehen.

Auf das Preisaus Schreiben sind bis 1. April, dem Einlieferungstermin, 43 Entwürfe von Künstlern aus allen Teilen Deutschlands eingegangen. Das Preisgericht hat folgendes entschieden:

1. Preis von 2500 Mark: Alfred Boese und F. Glum in Cottbus (Kennwort: „Zoo“);
  2. Preis von 1500 Mark: F. B. Großmann in Berlin (Kennwort: „Zentralpark“);
  3. Preis von 1000 Mark: Franz Seck in Steglitz, A. Sellhorn in Breslau und Paul Freye in Charlottenburg (Kennwort: „Verein und doch getrennt“);
- Zum Ankauf zu je 500 Mark empfohlen: Fritz Schudmann in Dresden; Theodor Effenberger in Breslau (Kennwort: „Oderterrasse“).



Frühling im Riesengebirge  
Nach einer farbigen Lithographie von Ernst Müller-Bernburg  
(Verlag Alfred Langewort)

